

„Findest Du nicht auch, je weiter man Richtung Ruhrgebiet kommt, desto schlechter riecht die Luft?“, fragte mich Benita, den Kopf nach hinten drehend. Wir waren mittlerweile schon einige Kilometer hinter Köln und in der Tat bekamen unsere Nasen die unterschiedlichsten, unangenehmen Gerüche aufgezwungen. Auch wenn wir noch von den Schloten in Gelsenkirchen und Duisburg entfernt waren, bestand hier eine klare Luft-Trennlinie. Fast so, als würde man von einer Bergwanderung direkt in ein Raucherzimmer treten. Das Ruhrgebiet hatte sich nach dem Kriegsende trotz der Demontage von Industrieanlagen durch den Kohleabbau zu einer wahren Wachstumsregion entwickelt. Es zog deshalb zwangsläufig viele Flüchtlinge an und man konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, je mehr der Pott rauchte, umso besser ging es Deutschland. „Da müsste man schon einen tierischen Schnupfen mit total verstopfter Nase haben, um dieses Chemieluft-Cocktail ignorieren zu können“, entgegnete ich. „Ist es aber nicht komisch, dass es zu unserer Düsseldorfer Zeit nie ein Thema gewesen ist? Wahrscheinlich lässt es sich damit erklären, dass, wenn man das Zeug vierundzwanzig Stunden einatmet, man diese Luftqualität als Standard nimmt. Richtig bewusst wurde mir das erst, als ich von der Kölner Uni fast täglich zurückfuhr.“

Zu unseren Linken tauchte das übergroße Bayer-Logo auf. Nachts war es von Hunderten an Glühbirnen erleuchtet und zeigte einem den Betreiberamen der rauchenden Anlage an. Untertags wirkte es nicht nur wegen des sichtbaren Gerüsts deutlich nüchterner, insgesamt konnte man aufgrund der überdimensionierten Größe fast von einem Kunstwerk sprechen. Manchmal wabberte gelber Nebel hindurch, der sich leicht auf den Autoscheiben der vorbeifahrenden Autobahn-Nutzer niederschlug. Eine ungewollte Performance, die bei geschlossenen Scheiben und blockierten Lüftungsdüsen durchaus Aufmerksamkeit auf sich zog. Keine Ahnung, wie die in der Nähe wohnenden Anwohner beispielsweise den winterlichen Schnee wahrnehmen mussten, mit einer zarten Hauch von Rußpartikeln oder Farbtönen. Düsseldorf selbst war etwas außen vor, aber förmlich eingekesselt von den emittierenden Anlagen der Nachbarstädte. Ob Vater aus dem Grund die nordrhein-westfälische Hauptstadt für seinen beruflichen Neustart gewählt hatte, weil er dort im Umfeld Wachstum und Wohlstand vermutete? Oder lag die Erklärung darin, dass dies nach erfolglosen Versuchen in Hamburg und Zwickau sowie der eigenen Absage in Krefeld das einzig verbliebene Angebot darstellte? Die erste Wahl meiner Mutter schien es jedenfalls nicht zu sein, sonst hätte sie nach Vaters Tod weiter am Rhein gelebt und sich nicht ins Schickleria-Viertel der bayerischen Landeshauptstadt verlegt. Letztlich blieb keiner von uns hier, jeder hatte wohl seine eigenen Gründe für den Fortgang. Im Moment konnte ich gerade schwer nachvollziehen, dass man just im Todesfall dann wieder diesen Bogen zurück unternimmt. Klar, lag Vater an dieser Stelle in der Erde, aber eine Verlegung wäre ja zwischenzeitlich mit Sicherheit möglich gewesen. So musste sich jeder aus dem Familienkreis jeweils auf eine ordentliche Strecke begeben, um der hier bestatteten Gurlitts zu gedenken.

Die Entfernung, die wir im Vergleich dazu vom 22. März 1945 an von Possendorf nach Aschbach in knapp drei Tagen zurücklegten, war zwar von der reinen Kilometerzahl kürzer. Aber an Mühseligkeit konnte sie kaum überboten werden. Vielerorts gab es keine senkrecht stehenden Straßenschilder zur Orientierung mehr, Flüchtlinge mit Karren, Bombenkrater und Häuserschutt auf den Wegen erforderten hohe Fahrkunst. Manchmal mussten sogar die mitfahrenden Erwachsenen kollektiv den Spaten in die Hand zu nehmen, um den auf der Straße liegenden Schutt an die Seite zu räumen. Tankstellen hatten sich zu Geisterstationen gewandelt und die Versorgung mit Treibstoff konnte höchstens durch selbst mitgeführtes Feuerholz sichergestellt werden. Mehrfach mussten wir Umwege suchen, gelegentlich hielt man uns an und fragte nach, ob wir nicht einen oder mehrere Plätze zum Mitreisen hätten.

Selbstverständlich stoppten uns auch Militärposten, SS-Angehörige und andere scheinbar Offizielle. Zum Glück hatte mein Vater den vollumfänglichen Passierschein, der ihm bestätigte, dass seine Aktivitäten von großem kulturpolitischen Interesse und die rasche Durchführung seines Auftrags äußerst wichtig seien, bei Beendigung des Linz-Auftrages nicht zurückgeben müssen. So konnten wir am Ende alle Kontrollposten passieren und eine besondere Begründung für die vielen mitgeführten Holzkisten war keineswegs erforderlich. Allerdings hatte ich ohnehin wenig von der ganzen Fahrt mitbekommen, meist schlummerte ich nach den Pausen wieder ein, obwohl ich mir das Durchhalten stets ganz fest vornahm. Als ich Stunden später wegen eines Halts in Bamberg zwischendurch aufwachte und das gleiche Bild außerhalb des Fahrzeugs wahrnahm, kämpfte ich mich gleich wieder zurück in die Traumwelt. Mir kam es wie eine halbe Erdumrundung vor. Fahren im Schneckentempo, Anhalten, Aussteigen, Geschäft verrichten, ein paar Brotreste anknabbern, Wasserflasche ansetzen und alles wieder von vorne, mehrfach, der Film nahm irgendwie kein Ende. Ich fühlte mich in einer merkwürdigen Trance-Phase. Halbschlaf, eingeschränktes Bewusstsein und keine Antwort auf „Wie lange noch?“ lösten sich immerwährend mit der gleichen Schwere ab.

So richtig geweckt wurde ich erst wieder durch ein Gespräch, das vom Dialekt so gar nicht zum sächsischen Zungenschlag passte. Als ich durch die angeschlagene Scheibe lugte, sah ich in Umrissen ein Schloss und ein kleines Häufchen Umstehender davor, die sich eifrig unterhielten. Allmächt, wo waren wir hier nur gelandet? Ich hörte zu, wie die Eltern die beschwerlichen Strapazen der Reise schilderten und man auf uns zeigte. Mehrfach hätte man zusätzlich anhalten müssen, weil ich mich übergeben musste. Vater mahnte zur Eile, der Wagen sollten zurück nach Possendorf, außerdem wolle man nicht zufälliges Zielobjekt von irgendwelchen Fliegern werden. Ich schälte mich aus den Decken, mein Schädel brummte und ich mochte mir gar nicht vorstellen, wie blass und zerzaust ich gerade aussah. Mit dem Spruch „Hier kommt das Schlossgespenst“ stürmte ich nach draußen und erntete ein anerkennendes Gelächter der Runde. „Du hast aber einen aufgeweckten Sohn, Hildebrand“ bekam mein Vater zu hören. Die Person, die es geäußert hatte, musste mein realer Gegenpart sein: der Schlossherr. „Gestatten, Baron von Pölnitz und ... seine Freifrau. Wenn wir uns in den nächsten Tagen besser kennenlernen und Du ein gutmütiges Gespenst sein solltest, verraten wir Dir noch unsere Vornamen, mit denen Du uns dann ansprechen kannst.“ Welch verrückter Ortswechsel, dachte ich mir! Gestern noch waren wir bei einem Landwirt einquartiert gewesen, heute bezogen wir das Forsthaus auf dem Schlossgelände. Vater nahm mich zur Seite, nachdem er diesen verwunderlichen Gedanken in mir wohl erahnt hatte. „Wir werden hier einige Tage wohnen, um uns im Ort selbst eine Bleibe zu suchen. Auf jeden Fall können wir an dieser Stelle unser Umzugsgut bunkern, es gibt genug Platz in den Trakten und so müssen wir unsere Wohnstube nicht mit den Holzkisten teilen.“

Eigentlich hätte ich jetzt gern direkt das Schlossareal erkundet, doch die Eltern baten um Mithilfe beim Entladen kleinerer Gegenstände und um Beaufsichtigung von Benita. So musste ich mein Vorhaben auf die nächsten Tage verschieben und schaffte er nur, einen heimlichen Blick in den Eingangsbereich zu werfen. Schwere Geweihe und ausgestopfte Tierköpfe blickten auf jeden Eintretenden. Ganz ehrlich, irgendwie war ich fasziniert, aber nachts wäre ein Vorbeimogeln sicher nicht angenehm gewesen. Vater hatte früher gelegentlich auch mal ein Bild aufgehängt, das in seiner Anmutung eher schaurige Gestalten oder Szenen zeigte, aber die hiesige Ansammlung mit dieser dreidimensionalen Ausprägung fand ich die ersten Tage doch furchteinflößend. Vielleicht wollte der Baron mit dieser Anordnung bewusst feindliche Soldaten vom möglichen Eindringen abhalten, kam es mir in den kindlichen Sinn. Der Schlossherr lud uns freundlicherweise zum gemeinsamen

Abendessen ein, beim späteren Gang zum Speisesaal mussten wir an diesem Spalier vorbei. Ich krallte mich ganz fest an Mutters Seite, die gemerkt haben musste, dass es meiner Schwester und mir nicht ganz geheuer vorkam. Die Männer unterhielten sich anfänglich über ihre gemeinsamen Tage in Paris und was ihnen danach so alles widerfahren war. Ihre Frauen beschnupperten sich erst vorsichtig, nach fortgeschrittener Stunde zeigte meine Mutter in Ansätzen, wie einzelne Figuren im Ausdruckstanz vollführt werden. Der große Tisch war wirklich mit edlem Porzellan und pompösen Kerzenhaltern eingedeckt, allein, was auf den Teller kam, relativierte den ganzen Pomp. Gelegentlich ließe sich noch ein Stück Wild im Wald schießen oder einen Karpfen draußen im Teich fangen, aber ansonsten ginge es ihnen mit den Bezugsscheinen wie jedem anderen Haushalt, mäkelte der Schlossbesitzer leicht abschätzig. Ich wollte schon immer einmal wie ein edler Ritter dinieren, insofern gefiel mir der ganze Aufzug, auch wenn gewaltige Abstriche aufgrund der gegenwärtigen Lebensmittel-Situation gemacht werden mussten.

In der Nacht schliefen alle von uns tief und fest, die mühselige Anreise und das Entladen hatten jedem die letzte Kraft gekostet. Zwar krächte irgendwann früh ein Hahn, aber sein Ruf wurde in unseren Schlafgelegenheiten komplett ignoriert. Erst zur Mittagszeit kam langsam Leben in die Räume, ich döste noch eine ganze Weile vor mich hin und mir wurde langsam unsere privilegierte Situation bewusst. Während die anderen sich zu Fuß mit dem Bollerwagen bei kühlen Temperaturen auf den Weg machten, teils mit kaputtem Schuhwerk und mit wenig Chancen auf eine halbwegs passable Übernachtungsstätte am gleichen Abend, konnten wir unser Gut transportieren lassen und logierten vorübergehend in einem Schlossanbau. „Jetzt fehlen nur noch Brötchen zu unserem Glück“, vernahm ich Mutters Stimme im Nachbarraum. Dieses Ambiente war nach ihrem Geschmack, keine Frage. Vater hatte alle Register für das Wohlbefinden seiner Familie in dieser schweren Zeit gezogen. „Wir müssen uns jetzt aber dennoch selbst um die Lebensmittel und eine ständige Bleibe kümmern“, relativierte Vater diesen Anfall von Übermut. Trotz des Abschieds von seiner Dresdener Heimat schien er offensichtlich zufrieden. Die in Teilen mitgeführte Kunstsammlung, die er aufgebaut hatte und für die er sein letztes Hemd getauscht hätte, war in Teilen in Sicherheit und vorläufig für keinen russischen Soldaten mehr erreichbar. Er konnte damit derzeit zwar keine eigenen Wände schmücken, aber sein Versteck dafür schien fast besser als die meist gewählte Lösung über die Einlagerung in Stollen alter Salzbergwerke. „Lasst uns sehen, dass wir für unsere Marken auch hier Brot und etwas Belag bekommen“, mahnte Vater.

Dadurch musste ich nun ein zweites Mal mein Anliegen, das Schlossgelände bis in die letzte Ritze zu inspizieren, zurückstellen. Von der Größe her unterschieden sich Possendorf und dieser fränkische Ort, dessen Namen mir immer noch keiner verraten hatte, kaum. Wir liefen hinab auf die Hauptstraße, die so gut wie keine Kriegsschäden aufwies. Zwei Kirchen rückten in mein Blickfeld, wohl Pfarrkirchen für beide christlichen Konfessionen, wobei das katholische Gotteshaus den deutlich jüngeren Eindruck machte. Dann entdeckten wir das Schulgebäude und das Bürgermeisteramt, beides Einrichtungen, die wir noch aufsuchen mussten. Das Bäckergeschäft schien geschlossen zu sein, doch das Klopfen am privaten Seiteneingang half. Allerdings hatten wir dennoch keinen Erfolg, weil wir nicht zu den eingetragenen Kunden gehörten, denen hier vor Ort Marken zugeteilt worden waren. Das Mehl würde ohnehin nicht mehr allzu lange reichen, erklärte uns der Konditor und war wohl trotz der Aussicht auf dauerhafte Neukunden nicht unbedingt von zusätzlichen Geschäften angetan. Anders als in Possendorf musste es hier früher einmal jüdisches Leben gegeben haben. Auch wenn die Synagoge geschändet war, so entdeckten wir noch das dazugehörige Ritualbad und den Friedhof mit seinen typisch nach Jerusalem ausgerichteten Grabsteinen.

Vater wusste wohl schon durch den Baron vorab davon, doch der Anblick dieser Reste früheren jüdischen Lebens schien ihn sichtlich zu bewegen. Aus jetziger Sicht würde ich sagen, pendelte er zwischen christlichen und jiddischen Glauben und so spiegelte diese kleine fränkische Gemeinde genau den Zwiespalt, in dem er sich selbst seinerzeit befand.

Es war schon ziemlich ungewohnt, nachdem wir in Hamburg und Dresden gewohnt hatten, nun in einer solch kleinen Gemeinde zu landen. Mir schien es ausgemacht, dass wir nach Kriegsende wieder in eine größere Stadt ziehen würden, wenn sich die Trümmerlandschaften wieder in Wohnraum verwandelt hätten. Gegenwärtig ging es allerdings um Leib und Leben, um Nahrung und unser Eigentum. Dafür war es eindeutig der richtige Fleck und wenn, würden uns mit Sicherheit die amerikanischen Truppen besetzen. Letztlich nahmen uns die angestammten Einwohner hier als Fremde war, sie wussten nichts von uns und eines Tages würden wir wieder weg sein. Als unser einziger Anknüpfungspunkt stellte sich der Baron dar, dessen Stellung in der Gemeinde und seine Unterstellmöglichkeiten im Schloss einen unschätzbaren Wert für uns darstellten. Nach unserem ersten Rundgang ging es wieder auf den Hügel, auf dem sich die von wildem Wein umrankte Zweiflügelanlage des Pölnitzschen Adelsgeschlechts befand. Der Schlossherr war gerade im Hof zugange und begrüßte uns Rückkehrer mit einer ausgesprochenen Freundlichkeit. „Und, habts Euch umgeschaut. Ist sicher noch alles neu für Euch, aber Ihr werdet Euch schnell an die Friedfertigkeit und die grüne Umgebung gewöhnen. Du, Hildebrand, was ich noch sagen wollt: Die Kammer mit den Holzkisten habe ich von außen noch zumauern lassen. Kommst nimmer dran, aber dafür ist bestens geschützt. Lasst Euch jetzt erst mal die karge Brotzeit schmäckn.“

Nach der mittäglichen Vesper konnte ich endlich meinem Vorhaben nähertreten, für das ich auch schon Benita begeistert hatte. „Wir gehen schon nicht verloren“, verabschiedete ich mich im Türrahmen, „Ihr findet uns auf jeden Fall auf dem Schlossgelände“. Zuerst näherten wir uns dem nahen See, bei dem mir nicht auf Anhieb klar war, ob es ein Fischteich, eine sommerliche Badestelle oder beides zugleich sein sollte. „Wir werden uns der Tage eine Angel basteln und schauen, ob wir etwas herausbekommen“, schlug ich Schwesterherz vor. Dann streiften wir entlang des Waldrands, ich ging bewusst nicht weiter hinein ins Dickicht, um bei meiner Begleitung keine Angst aufkommen zu lassen. Die Schlossanlage war zweistöckig, bräunlich verputzt und bestand aus einem Süd- und Nordflügel. Wer weiß, was dieses Gemäuer schon alles erlebt hat, fragte ich mich. Wie ich später beim Freiherrn in Erfahrung bringen konnte, standen vom Schloss im Dreißigjährigen Krieg nach einem verheerenden Brand nur noch die Grundmauern, sodass ein Wiederaufbau von 1672 bis 1677 erforderlich wurde. Die große steinerne Treppe im Eingangsbereich, über der sich die Wappentafel des Adelsgeschlechts befindet, stammte noch aus dieser Zeit. Vier Jahre nach Fertigstellung begann die Errichtung des großen Nordflügels, der dann später mit dem schon bestehenden Südflügel verbunden wurde.

Über einen seitlichen Küchenausgang, der offenstand, mogelten wir uns in die Schlossräumlichkeiten. Es zeigte sich, dass nicht nur der Eingangsbereich mit vielen ausgestopften Tierköpfen geschmückt, sondern auch die weitläufigen Flure mit solch tierischem Spalier, aber auch jeder Menge unterschiedlich großer Schränke und Truhen sowie sonstigen Antiquitäten vollgestopft waren. So muss es wohl sein, wenn man über Jahrhunderte an derselben Stelle wohnt und die Schätze der Vorgenerationen aus Respekt nicht wegwerfen darf, sinnierte ich neidvoll im Stillen. Irgendwann standen wir vor zwei größeren Türen, der Schlüssel steckte und so fassten wir uns ein Herz und traten ein. Verrückt, es gab sogar eine Schlosskapelle! Mir gefiel diese Miniaturausgabe der mir sonst bekannten Kirchenschiffe, für uns Kinder und Jugendliche wies es die gerade richtigen

Dimensionen auf. Was mich allerdings störte, und nicht nur an diesem geweihten Ort, waren die zahlreich abgelagerten Kisten, Säcke und Koffer. Die Adelsfamilie wollte nach eigenem Bekunden keineswegs umziehen, so musste das Schloss insgesamt wohl nicht nur als Lagerstätte für unser Eigentum und das des Barons, sondern auch für eine Vielzahl anderer Personen herhalten. Der Schlossherr hatte es offensichtlich offensiv einem bestimmten Kreis angeboten, weil er sich Einnahmen daraus erhoffte oder weil man sich untereinander in besonderer Weise verbunden fühlte.

„Seids schon auf Entdeckungstour im Haus“, schallte es von hinten. Trotz unserer Vorsicht waren wir ertappt worden! Ich nahm augenblicklich eine leichte Gänsehaut an mir wahr und beim überraschten Herumdrehen stand der Herrscher dieser Schlosslagerräume breitbeinig im Türrahmen. „Ist schon in Ordnung, Ihr beiden. So allmählich wird es voll bei mir, sodass die herrschaftliche Pracht der Säle etwas verloren geht. Das nicht passende Interieur an dieser Stelle hat mein Freund Ewald für einen begrenzten Zeitraum abgestellt, solange er als aktiver Befehlshaber der Heeresgruppe A der Wehrmacht im Dienst ist. Ihr könnt Euch gern weiter umschaun ... allerdings unter zwei Bedingungen: erstens, es verschwindet nichts; zweitens, kein Sterbenswort davon geht an irgendeine Person außerhalb des Schlosses.“ Natürlich konnten und wollten wir ohnehin die vielen Geheimnisse für uns behalten, es wäre ein wahrer Frevel gewesen, die auf der Schatzsuche entdeckten Treffer irgendjemanden anzuvertrauen. „Darauf geben wir unser Wort“, erklärte ich mit aller Konsequenz und hoffte stark auf weitere Entdeckungen. Mit dem Tipp, die obere Etage einmal in Augenschein zu nehmen, verabschiedete sich der Freiherr und hielt dabei geheimnisvoll seinen Zeigefinger vor den Mund. Im ersten Stock befanden sich mehr die privaten Räumlichkeiten und siehe da, es gab auch Kinderzimmer. Die bisherigen Bewohner mussten sich allerdings gerade an anderer Stelle befinden. Sie wären auf einem Internat, hieß es auf Nachfrage später. Wir trauten uns nicht, das vorhandene Spielzeug anzufassen und die so künstlerisch gestaltete Szenerie durcheinander zu bringen. Schade, so ein paar Gleichaltrige zum Toben wären genau das Richtige für mich gewesen. Nachdem Benita andeutete, wir hätten uns weit und lang genug von den Eltern entfernt, traten wir den Rückweg in das uns für einige Tage zugewiesene Forsthaus an.

Ich fand das Schnuppern an einer so ganz anderen Welt mit altem Adelsgeschlecht hochspannend und solange ich solche Freiräume zugestanden bekam, nutzte ich sie in den Folgetagen weidlich aus. Jeder versteht sicher, dass natürlich gerade der sich nicht gleich preisgebende Inhalt der Kisten, Säcke und Koffer meine besondere Aufmerksamkeit weckte. Manches war verschlossen, versiegelt oder verplombt, da musste ich mich geschlagen geben. Allenfalls ein Aufdruck gab gelegentlich Hinweise, von wo das schützende Behältnis kam: Museum Bamberg, Gemäldegalerie Kassel, Museum Wiesbaden, Gemäldegalerie Dresden ... Manchmal gab es auch nur Buchstabenkürzel wie H.F. oder K.H., die mir nichts sagten. Es konnten schließlich auch nur Behältnisse sein, die inzwischen zweckentfremdet für andere Transportinhalte genutzt worden waren. Ich wollte diese Frage allerdings für mich beantwortet wissen, ob es Hinweise auf eine Identität zwischen Verpackung und Inhalt gab. Die Säcke waren am leichtesten zu öffnen, ich merkte mir genau die Knotenfolge und lugte anfangs sehr vorsichtig, später intensiv-analytisch auf die darin befindlichen Gegenstände. Münzsammlungen und Goldstücke kamen zum Vorschein, kleine und mittelgroße Skulpturen aus Edelmetall und Porzellan waren mit Stoffresten umwickelt, Seidenteppiche erkannte ich an den herausragenden Fransen. Für meinen jugendlichen Geist war das Schloss eine einzige Schatzhöhle, die Räuber zum Horten ihrer erbeuteten Güter nutzen, um bei Bedarf ungestört darauf zugreifen zu können.

Ich musste den Schein wahren, deshalb begab ich mich fast genauso oft in den Wald oder in den Ort zum Spielen, Entdecken oder anderem Zeitvertreib. Ganz oben auf meiner Beliebtheitsskala stand aber das Entdecken der gelagerten Gegenstände. Für mich war es eine Wonne, ganz ohne Zeitdruck beispielsweise Ölbilder oder Skulpturen alter Meister vorsichtig für mich zum Vorschein zu bringen, sie lange zu betrachten und ihre Feinheiten zu erkennen. Etwas untypisch für einen Jugendlichen meines Alters, aber ich konnte mich damit nicht nur einige wenige Minuten beschäftigen. So vergingen die Tage im Flug, zumal wir uns auf der Gemeinde anmelden mussten, eine dauerhafte Bleibe finden wollten und die Nahrungsbesorgung gleichfalls viel Zeit in Anspruch nahm. In diesen Kriegswirren ein Haus oder eine Wohnung zu finden, grenzte normalerweise an ein Wunder. Da der Ort aber bislang kaum Zerstörung erfahren hatte, standen die Chancen vielleicht nicht ganz so schlecht wie anderswo. „Fragens mal die Frau Gemeiner, ich mein, Ihr Haus an der Hauptstraße wär scho länger freistehend“, hörten wir von der Bäckersfrau, deren Angebot zunehmend nur noch aus Kartoffelbrot bestand. Auf einem der Rückwege gab uns Vater zur Aufgabe, - „wenn Ihr schon so viel die Gegend hier erkundet“ – nach intakten Häusern Ausschau zu halten, bei denen es an Vorhängen und Mobiliar mangle. Er schrieb einen Preis von unglaublichen zwei Tafeln Schokolade aus, sollte ein Hinweis von uns dazu führen, dass wir endlich ein eigenes Zuhause bekämen. Das spornte an und so nahm ich mir, meist, aber nicht immer mit Benita, jedes einzelne Haus von Aschbach vor. Natürlich lief ich damit Gefahr, als Dieb angesehen zu werden und so mancher Hund wurde auf mich gehetzt. Doch so lernte ich die neue Umgebung bestens kennen und legte für mich eine Art Kataster an. Es war fast so gut, wie eine Klatschillustrierte zu lesen, die aber gerade nirgends mehr gedruckt wurde. Man bekam viel durch die Beobachtung der Haushalte mit und nachdem wir noch vor einigen Wochen in unserer Kellerisolation ausharren mussten, brachte diese grenzwertig voyeuristische Übung in gewisser Weise den Übergang in ein fast wieder normalen Lebens. Vor allem einige Heuschöber wurden nicht mehr genutzt, aber es gab auch drei bis vier Objekte, in denen meiner Meinung nach niemand wohnte. Ich beschloss, zu gegebener Zeit mein Wissen preis zu geben, hielt es aber vorläufig zurück, weil mir nichts davon so richtig gefiel. Durch die Villa in der Kaitzer Straße und die aktuelle Schlossumgebung fühlte ich mich scheinbar einem höheren Standard verbunden und der Baron, sagte mir der gesunde Menschenverstand, konnte doch eh nicht alles bewohnen.

Langweilig gestaltete sich keiner der Tage für mich, obwohl der Ort überschaubar war. Gelegentlich flogen Bomber der Alliierten über uns hinweg, aber von ihnen ging keine Gefahr aus. Es befand sich keine Rüstungsindustrie in der Nähe und das Schloss des Barons mit seinen zwei Flügeln war womöglich zu bescheiden angelegt, um wirklich in den Fokus der Einsatzplaner zu geraten. Im Radio bekamen wir von den immer stärker werdenden Flüchtlingsströmen mit, die sich vor den heranrückenden russischen Truppen in Sicherheit bringen wollten. Aber mit den üblichen Durchhalteparolen hatte man am Ende den Eindruck, es sei nur eine kurze taktische Maßnahme, um dann für den Endsieg auszuholen. Der Baron, der hier am Ort eine herausragende Funktion als Leiter der braunen Ortsgruppe innehatte, wiederholte gern die gehörte, offizielle Propaganda. Vater hielt sich dann auffällig mit Bemerkungen zurück, vielleicht, weil seine Erinnerungen aus Dresden in eine andere Richtung gingen, vielleicht, weil er die Gastfreundlichkeit nicht entfernt in Frage stellen wollte ... Von der Stimmung her konnte ich nie so recht ausmachen, ob unsere Aufnahme ein wirklicher Freundschaftsdienst war oder eher der sozialen Ader eines stramm nationalistisch gesinnten Adligen entsprang. Jedenfalls rückte er eines Abends mit der freudigen Nachricht heraus, dass er im Ort für uns eine Bleibe gefunden habe. Direkt an der Hauptstraße und nicht nur ein Zimmer für die ganze Familie, sondern ein ganzes Haus für uns. Wir könnten

seinen Kutscherwagen für den Transport der mitgebrachten Möbel nutzen, es sei aber auch eine Teilmöblierung vorhanden und der ganze Rest könne verwahrt im Schloss verbleiben.

Ich kannte das unscheinbare Anwesen von meinen Entdeckertouren. Es gefiel mir nur mäßig, wenn überhaupt, und so befand ich mich in großer Einmütigkeit mit meiner Mutter, die auch nur allzu gern hier weiter im Schloss residiert hätte, wenn auch unsere Gründe völlig unterschiedlicher Natur sein mussten. Nach einer am übernächsten Tag anberaumten Besichtigung der Hausnummer 13a, die eine mittelalte Bauersfrau mit einem stark eingefärbten fränkischen Dialekt durchführte, einigten sich beide Seiten auf einen direkten Einzug. Mir schien, dass man vermierterseitig froh war, einer Zwangseinweisung von Flüchtlingen zuvorgekommen zu sein und einen zu dieser Zeit nicht mehr erwarteten Obolus einnehmen zu können. Nachdem Vater den Schlüssel in Händen hielt, suchten wir nach einem Konsens, wer welches Zimmer für sich beanspruchen durfte. Benita wollte partout den Nachbarraum zum elterlichen Schlafzimmer, sodass ich im Erdgeschoß neben Küche und Wohnzimmer meinen Platz fand. Das kam mir keineswegs ungelegen, konnte ich doch auf diese Weise unbemerkt über das Fenster direkt hinaus ins Freie. In den nächsten Tagen brachten wir mit Kutscher- und Leiterwagen so einiges in unser neues Heim, teilweise steckte uns die Frau des Barons einiges an nicht benötigtem Geschirr und Bekleidung zu. Meine mit den alten Tapeten übernommene Bude hielt keineswegs einem Vergleich zu den früheren Kinderzimmern in Hamburg und Dresden stand, andererseits war ich sowieso vielen Spielsachen förmlich entwachsen und mein Interesse machte sich zunehmend an Plätzen außerhalb des Hauses fest. Unser neues Zuhause wies keinen Anschluss auf, Wasser musste mühselig vom Brunnen geholt werden. Nachdem wir uns eingerichtet hatten, kam eines Nachmittags der Baron mit einem Brot und einer Packung Salz vorbei und wünschte uns entsprechendes Segen.

Mit dem Einzug war letztlich auch der Zeitpunkt gekommen, sich mit neuer Adresse beim Einwohnermeldeamt anzumelden. In unserer Sonntagsmontur schleppten wir uns allesamt zu dieser scheinbar noch funktionierenden Behörde im Rathaus. Die Gemeinde begrüße es, wenn in diesen schwierigen Zeiten neue Einwohner zuzögen, hörten wir seitens des zackigen Beamten, und Freunde des Freiherrn in ganz besonderer Weise. Vater und Mutter legten ihre Ausweisdokumente und unsere Kinderpässe vor. Bedauerlicherweise könnten wir keine ordnungsgemäße Abmeldung aus Dresden vorweisen, da dort die komplette Infrastruktur zusammengebrochen sei, hörte ich aus Vaters Dialogfetzen heraus. Wie es schien, hatte man sich verwaltungsseitig mittlerweile von der gerühmten deutschen Gründlichkeit ein wenig verabschiedet. Nach dem Ausfüllen des Meldebogens war es amtlich: Wir konnten uns Aschbacher nennen. Ob der Beamte davon ausging, dass wir hier länger Wurzeln schlagen würden? Ich spürte instinktiv, dass die Tage in dieser Gemeinde eher ein kurzes Intermezzo werden würden. Wie sollte Vater mit seinen Qualifikationen jemals in der Nähe Fuß fassen, wie würde Mutter die dauerhafte Abstinenz von Theater, Ballett und öffentlichen Empfängen aushalten? Das konnte nicht lange gut gehen und so stellte sich für mich eher die Frage, ob ich mir den Aufwand zur Suche von gleichaltrigen Jungs überhaupt antun sollte. Die bisherigen Wechsel schienen mich in dieser Hinsicht erschreckend routiniert und ökonomisch denkend geformt zu haben.

Der Kontakt zwischen dem Schlossherrn und Vater blieb weiter intensiv. Nahezu jeden Tag machte sich unser Familienoberhaupt in Richtung Schloss auf und blieb für zwei bis drei Stunden. Von außen betrachtet sah es fast so aus, als würde er dort zur Arbeit gehen. Vielleicht nutzte er dort einfach die bessere Infrastruktur durch Telefon und Telegraph, um sein Netzwerk über die neue Adresse zu informieren und es am Laufen zu halten. Genau

wusste ich es freilich nicht, aber der Gang wurde nicht einmal seitens unserer Mutter in Frage gestellt. Mit Sicherheit wollte er dabei gleichzeitig ein Auge auf die mitgebrachten und bislang noch nicht ausgepackten Kisten werfen, die sich jetzt nicht mehr in seiner direkten Obhut befanden. Manchmal fragte ich nach, ob ich ihn begleiten dürfe. Doch meist lehnte er ab und sagte, dass ich meine Nase lieber in die verbliebenen Schulbücher hängen sollte. Dadurch war der Zugang zu den mir geliebten Schätzen im Schloss stark eingeschränkt, was ich innerlich tief bedauerte. Manchmal stiftete ich deshalb meine Mutter an, doch wieder einmal die Frau des Barons zu besuchen. Dann setzte ich mich ab, wenn sie in ihren Klatsch vertieft waren, und führte meine systematisch angegangene Beutetour mit wiedererstarkter Entdeckerlust fort. Es lagerte unbeschreiblich viel in diesen Gemäuern, wahrscheinlich hätte man damit zu jeder einzelnen Jahreszeit, vielleicht sogar monatlich die Bilder, Teppiche und den Bestand der Bücherei stets komplett austauschen können. Über die einzelnen Werte war ich mir nicht im Klaren, für mich stellte jedes einzelne Stück in den Säcken und nicht verschlossenen Kisten ein kleines Heiligtum dar. Wenn mich meine Mutter dann am Ende suchte, tat ich zum eigenen Schutz so, als wäre ich irgendwo plötzlich einer tiefen Müdigkeit anheimgefallen.

Unsere Tischgespräche zuhause drehten sich zunehmend darum, wie man sich beim Eintreffen der vorrückenden amerikanischen Truppen verhalten solle. Diese kamen in Siebenmeilenstiefeln durch das Frankenland voran und nur noch ganz wenige Besessene glaubten daran, dass sich diese Entwicklung zugunsten der Deutschen umdrehen lassen würde. Allerdings stellte dies nicht nur eine individuelle Fragestellung für jeden Haushalt dar, sondern wurde oft durch das Verhalten der Gemeinde selbst entschieden oder konterkariert. Es gab Bürgermeister, die partout lieber bis zum letzten Einwohner kämpfen lassen wollten und dann binnen zwei bis drei Stunden ihren total zerschossenen Ort kaum wiedererkannten. Es gab aber auch Gemeindevertreter, die alle Einwohner weiße Laken aushängen ließen und so den Häuserbestand samt ihrer Bewohner schonten. Es gab in Ausnahmefällen einzelne Einwohner, die trotz aller Einschüchterungen nicht mehr kämpfen wollten und den Truppen mit einem weißen Tuch mutig entgegenliefen. Vater und Mutter spielten die Beispiele für uns durch. Nach ihrer Einschätzung hätte der Baron in seiner Eigenschaft als ehemaliger Luftwaffenoffizier und nunmehriger Ortsgruppenleiter sicher am liebsten einen Säbel oder ein Kanonenrohr aus seiner Waffenkammer im Schloss gewählt und hätte sich entgegengestellt. Doch hatte er sich eine gewaltige Verantwortung aufgelastet: das an ihn übergegangene Eigentum seiner Vorfahren und die darin lagernden Kunstschatze, die nur zum Teil ihm gehörten. Würde es tatsächlich zu einem Panzerbeschuss mit Luftunterstützung kommen, bestünde eine äußerst reelle Gefahr, dass die Gemäuer - wie schon im Dreißigjährigen Krieg - in Schutt und Asche gelegt würden und er seiner eingegangenen Verpflichtung für die Lagerung dieser erheblicher Werte nicht würde nachkommen können. Meist nahmen diese Herrschaften am Ende ja ohnehin lieber die Zyankali-Kapsel in den Mund.

Aus diesen Gedanken heraus einigten wir uns als Familie darauf, uns im Fall der drohenden Einnahme von Aschbach allesamt durch eindeutige Handzeichen und das Aushängen eines weißen Bettlakens zu ergeben. Leider hatten wir zu diesem Zeitpunkt wegen des erst kürzlich erfolgten Zuzugs kaum Kontakte zu Nachbarn, sodass man sich hätte untereinander einheitlich abstimmen können. Dass unsere Entscheidungsfindung zur rechten Zeit kam, sollte sich bereits an einem der nächsten Tage zur Mittagszeit zeigen. Ich spielte mit Benita am nahegelegenen Weiher, als sich von Ferne eine nicht unerhebliche Geräuschkulisse aufbaute. Es klang nach knackendem Holz, Ketten, Dieselmotoren ... eine ungewöhnliche Orchestrierung für diesen eher friedlichen Ort. Beide wussten wir instinktiv sofort, mit was

zu rechnen war, obwohl wir in Hamburg und Dresden bisher ausschließlich Fliegeralarm gehört hatten. Mir pochte definitiv das Herz im Hals und ich bedeutete meiner Schwester, dass wir im Schutz einiger Büsche und Hecken schnell unser Zuhause aufsuchen sollten. Im seitlichen Blickwinkel sah ich, wie sich einige Stahlungetüme vor dem Ortsschild aufbauen. Es wirkte alles sehr routiniert und dann erfolgte über einen Soldaten mit Megafon eine Durchsage in deutscher Sprache, ob sich der Ort ergeben, was für alle Seiten die beste Variante wäre, oder ob man sich entgegenstellen wolle. Dann würde Aschbach angegriffen und man könne nicht garantieren, dass Zivilpersonen nicht zu Schaden kämen oder gar getötet würden. Eine geisterhafte Kulisse auf der Hauptstraße und den übrigen Gassen ... natürlich hatten alle ihre Ohren gespitzt. Dann mit einem Schlag gab es Aktivitäten an den Fenstern, so gut wie jeder holte ein weißes Wäschestück heraus und hing es sichtbar zur Straßenseite hinaus. Nach wenigen Minuten sah es so aus, als hätten alle zur gleichen Zeit ihre Bettlaken gewaschen und nun zur Trocknung aufgehängt.

Der amerikanische Kommandant fragte dann Umstehende, wo er den verantwortlichen Bürgermeister finden könnte, der sich aber ohnehin mit seiner Amtskette schon im Anmarsch befand. Nachdem geklärt war, dass sich beide sprachlich verständigen können, zückte der Militär ein wohl vorbereitetes Schriftstück auf weißem Papier hervor. "It seems that the entire community will surrender. If this is true and I have no doubt, while facing the white cotton everywhere, please sign here. In case that you need time for building up the opinion of the majority, please let me know." Mittlerweile fanden sich immer mehr neugierige Aschbacher zu diesem Gespräch ein und auch ich konnte mich in der Meute etwas nach vorne drängeln. Der Bürgermeister wirkte leicht verschwitzt, etwas unsicher und schämte sich wohl für seine nicht gerade repräsentative Bekleidung. Es war sicher nicht in jedem Fall einfach für die Amerikaner, immer einen zuständigen Ansprechpartner zu finden. Viele ließen sich wegen ihrer braunen Parteizugehörigkeit und der dadurch gegebenen Gefahr einer sofortigen Festnahme verleugnen, andere wollten nicht mit ihrem Namen für einen eher wenig ruhmreichen Zeitabschnitt der Gemeindegeschichte einstehen. Unser Vertreter schaute vor der Unterschriftsleistung noch einmal kurz zum Baron hoch und schwang dann seinen Füllfederhalter. "Thanks for your signature! Your community won't be destroyed. From now on you will serve the American authorities in Germany, especially in Bavaria. Last subject, I have to mention, is to name all members of the Nazi-Party here. It is very important to give us their addresses so that we can have a contact. In some hours other American officials will arrive here and look for it." Der Offizier versicherte sich nochmals, dass alles richtig verstanden worden sei, kurz danach machte sich der gesamte Tross wieder auf und fuhr über die Hauptstraße in Richtung unserer Nachbargemeinde. Dieselschwaden und aufgeworfene Erdkrumen zeichneten den Weg. Mein persönliches Gefühl in diesem Moment lässt sich nur schwer beschreiben, es pegelte zwischen Erleichterung auf der einen und einer gewissen Furcht vor der näheren Zukunft auf der anderen Seite.

Mit „Endlich ist für uns der Wahnsinn auf beiden Seiten vorüber“ verabschiedete sich unser direkter Nachbar und stapfte zu seiner Holztür. Meine Eltern schienen miteinander weiteren Gesprächsbedarf zu haben, thematisierten aber in unserer Gegenwart vorläufig nichts. Erst gegen Abend, als ich schon im Bett lag und beide uns im Schlaf wähten, bekam ich Gesprächsfetzen mit. „Vor den Russen konnten wir zum Glück vieles retten ... hätte nicht gedacht, dass die amerikanischen Truppen durch jedes noch so kleine Nest kommen ... bin gespannt, wie genau sie sich das Schloss ansehen ... im günstigsten Fall lassen sie die Kisten einfach zu, aber es könnte auch sein, dass sie die Herkunft und Eigentumssituation jedes einzelnen Kunstwerks klären wollen ... ach, nicht verrückt machen, der Schlossherr wird alles vielleicht als seine eingelagerten Bestände bezeichnen“. Mir wurde trotz meines jugendlichen

Alters schnell klar, dass mit dem Ende des Krieges für Aschbach nicht zugleich auch ein Neubeginn verbunden war, beim dem wir so einfach auf unsere bisherigen Besitztümer zurückgreifen konnten. Es sprach sich natürlich aufgrund der Erfahrungen aus dem ersten Weltkrieg herum, dass einzelne Industrieanlagen mit hoher Wahrscheinlichkeit zu Reparationszwecken komplett abgebaut werden würden. Dass man jedoch bei Privatpersonen unter Umständen zuletzt hinzugekommene Eigentumsverschiebungen durchleuchten wollte, entzog sich nicht nur meiner Vorstellungskraft. Vielleicht war ich insgesamt auch ein bisschen zu jung für ein Verständnis dieser Zusammenhänge, ich empfand die Vorahnungen meiner Eltern aber als eine große Ungerechtigkeit uns gegenüber.

Auf meine Fragen zu den mitgenommenen Kisten hatte Vater stets erklärt, das – auch wenn eine Aufschrift anderes vermuten lassen würde – darin die Restbestände seiner Galerie, Teile der eigenen Sammlung und unser Hausrat wären. Schon allein das auf sich genommene Mühsal, die sperrigen Holzteile über Tage und Nächte zum Schutz an einen anderen Ort transportiert zu haben, sprach aus meiner jugendlichen Sicht für diese öfter wiederholte Aussage. Durch die Kapitulation von Aschbach änderte sich für meine Schwester und mich nichts. Wir halfen weiter mit, die Lebensmittelmarken einzulösen und unsere Spielaktivitäten verlagerten sich zunehmend nach draußen, wo uns die ersten Maitage erfreulich warme Temperaturen bescherten. Dadurch entging uns natürlich ziemlich wenig, man hätte uns eigentlich tagsüber durchaus als Mini-Wachbataillon einsetzen können. So konnten wir auch beobachten, wie sich zwei Tage später einige olivfarbene Jeeps mit amerikanischem Hoheitszeichen dem Ort näherten. Und weil wir mittlerweile wussten, dass es hier nicht mehr zu kriegerischen Handlungen kommen würde, rannten wir nicht nach Haus, sondern verfolgten weiter die Situation. Sie näherten sich schnurstracks dem Schloss und begehrten Einlass auf das Areal. Kurze Zeit später erschien auch der Baron am Haupteingang und führte die militärisch gekleideten Herren in den Schlossflügel. Da sich über lange Zeit nichts tat, brachen wir die Beobachtung ab und widmeten uns wieder dem Versteckspiel.

Erst als wir beim kargen Abendbrot gefragt wurden, was wir den ganzen Tag über so angestellt hätten, kam die Rede auf diese Begebenheit. Unsere Eltern wollten genaueres wissen, doch damit konnten wir beileibe nicht dienen. Vater gab an, morgen zu seinem Freund zu gehen und sich aus erster Hand dann unterrichten lassen zu wollen. Ein bisschen blass sah er dabei schon aus, ich führte es darauf zurück, dass er sich ernsthaft um den Baron sorgte. Wie gesagt, so getan. Nach dem Frühstück mit Brot und etwas Schmalz verabschiedete sich Vater Richtung Schloss. Meine erneute Bitte, mitkommen zu dürfen, schlug er aus und versprach es für das nächste Mal. Ganz so leicht abhängen lassen wollte ich mich dann doch nicht und zog in Erwägung, später etwas mit dem Sohn des für den Schlosswald zuständigen Forstverwalters zu unternehmen. Denn mit den olivfarbenen Fremden war endlich eine kleine Abwechslung in den Ort gekommen und mich interessierte ziemlich brennend, was sie so alles vorhatten. Vielleicht sprang ja sogar ein Kaugummi oder ein Stück Schokolade für mich heraus, denn die Amerikaner waren bekannt dafür, den meist bettelnden Kindern so ein positives Bild ihres Landes und ihrer Aufgabe zu vermitteln.

Paul hätte vom Typ her nie mein bester Freund werden können, dafür interessierte er sich zu viel für Käfer und zu wenig für Piraten, Schatztruhen und Geschichten zu Künstlern. Aber anstecken konnte ich ihn doch mit meiner Idee, in den nächsten Tagen so eine Art Spion in eigener Sache zu spielen und sich dafür mit Glück von vielleicht einer der Zielpersonen eine Belohnung abzuholen. Von diesen Erwachsenen drohte keine wirkliche Gefahr, die Penetranz, mit der wir uns jedoch auf die Beobachtung jedes einzelnen Schritts und Wortes zu konzentrieren gedachten, hätte ihnen mit Sicherheit nicht gefallen. Wir konnten uns selbst

glaubhaft einreden, quasi Zeitzeugen einer wichtigen geschichtlichen Phase zu werden und mehr Wissen als jeder andere erwachsene Einwohner über die aktuellen Vorgänge zu sammeln. Mit diesem hehren Anspruch gestartet legten wir uns im Schlossgelände auf die Lauer, täuschten zufällige Begegnungen vor und versuchten, zum besseren Abhören angelehnte Fenster ein bisschen mehr geöffnet zu bekommen. Naheliegenderweise mussten wir uns auch an einzelnen Räumlichkeiten des Freiherrn-Sitzes heranpirschen, die ich fast besser als mein Cospion zu kennen meinte. Nach einiger Zeit hatten wir den Baron lokalisiert, er war im Speisesaal in ein kontroverses Gespräch mit den Amerikanern involviert. Leider hatten wir bis dahin in der Schule noch keinen Englischunterricht gehabt, sodass wir den Inhalten nicht wirklich folgen konnten. Der Schlossherr sprach sicher besser Französisch, allerdings ließ seine ausladende Adelsgestik einiges an Rückschlüssen zu. Er schien nicht zur Kooperation, zum Einverständnis eines Rundgangs oder zu sonstigen Erklärungen bereit. Sein Kopfschütteln und sein "sorry, no" brachten die Uniformträger zunehmend in Rage. Von Vater war weit und breit nichts zu sehen, er hätte sich in der Gesamtsituation auch sicher deplatziert gefühlt. Wir verabredeten uns für den nächsten Tag und über einige Umwege schlich ich wieder zurück zu unserem Haus in der Hauptstraße.

Am nächsten Morgen standen noch zwei, drei mehr Jeeps in den Straßen. Es war offensichtlich, dass die Uniformierten von Haus zu Haus gingen. „Die wollen mit Sicherheit die Personalien feststellen und wissen, ob man in der NSDAP gewesen ist“, meinte Mutter lapidar. „Hegen Sie Verdacht, werden sie sich das jeweilige Anwesen garantiert genauer anschauen.“ Noch im Lauf des Vormittags klingelten sie auch bei uns, baten um unsere Ausweise und notierten einiges auf einen Fragebogen. "You moved shortly here. What was the reason for it?" Vater entgegnete, dass wir in Dresden ausgebombt gewesen wären. Seinen Beruf gab er mit Kunsthändler an, eine Parteizugehörigkeit verneinte er strikt. Die Amerikaner blätterten noch in einem Bündel an Steckbriefen und erklärten uns dabei, dass wir bis Kriegsende keinen anderen Wohnsitz mehr nehmen dürften. Dann zog unser Besuch von dannen und marschierte in Richtung des Nachbarhauses. „Wollen wir hoffen, dass es damit für uns sein Bewenden hat“, kommentierte Vater nach Schließen der Haustür. Gab es irgendwie Verdachtsmomente, weil er als Mann nicht an der Kriegsfront oder in Gefangenschaft, sondern bei seiner Familie zugegen war? Womöglich raste ihm vieles in dieser Hinsicht durch den Kopf. Dumm anzustellen schien sich diese Besatzungsmacht nicht und wer kannte schon ihre Kriterien für das weitere Vorgehen gegen diese gedemütigte Nation der Kriegsbeginner? Natürlich hätte er lieber die Armeeinghörigen von der deutschen Moderne überzeugen, ihnen an eigenen Sammlungswerken die Faszination vermitteln und am Ende ein wirklich gutes Souvenir für die Rückkehr nach Übersee andienen wollen. Aber für solch gewohnte Routine war in der nun anbrechenden Zeit kein Raum, jetzt musste erst einmal der neueste Erfahrungsaustausch zwischen dem Baron, Haberstock und seiner Person stattfinden.

Wie sich herausstellen sollte, fehlte bereits einer aus dieser Dreierunde. Haberstock war direkt nach Würzburg in Untersuchungshaft mitgenommen worden. Von Pölnitz wurde, wie er berichtete, eröffnet, dass in den nächsten Tagen amerikanische Offiziere des „Monuments, Fine Arts and Archives“-Programms vom Würzburger US-Regiment jeden Raum des Schlosses inspizieren würden und bis dahin keine Veränderungen vorgenommen werden dürften. Er sei sich keines Vergehens schuldig, schließlich lasse sich der Familienbesitz en Detail über Jahrhunderte verfolgen. Bauchschmerzen bereiteten ihm aber die nur vorübergehend eingelagerten Schätze seiner Freunde. Beide wogen verschiedene Strategien ab, wie man die Abgrenzung der Eigentumsverhältnisse an diesem Ort erklären könne, zumal ein Teil der Holzkisten sogar völlig irreführende Aufschriften trug. Am Ende

behielt sich der Freiherr vor, einfach die Wahrheit, sprich seine Version, zu erzählen und das Deponieren als bloßen unentgeltlichen Freundschaftsdienst darzustellen. Die Einigkeit der früheren Tage schien zu bröckeln, man hoffte aber zumindest noch gemeinsam, dass man vielleicht durch die vielen Scharmützel und Ereignisse der letzten Tage einfach durch den Rost der Amerikaner fallen und man bei dieser Gelegenheit vergessen oder nicht weiter bearbeitet werden würde. Den nächsten Tag läuteten zur Mittagszeit die Glocken der beiden Kirchen außerordentlich heftig und lange. Ganz Deutschland hatte nun – entgegen den bis zum Schluss durchgehaltenen Parolen auf den deutschen Endsieg – kapituliert, so sprach es sich in Windeseile herum. Die russischen Truppen hatten den Wettlauf um die Eroberung der Hauptstadt mit der Erstürmung des Reichstages gewonnen.

Mit einer gewissen Ungläubigkeit versammelten sich die Aschbacher nach und nach auf ihrem Marktplatz, die Mehrheit schien erleichtert, allerdings zeigten es die wenigsten offen wegen der gleichzeitigen Anwesenheit manch brauner Würdenträger. Der Bürgermeister hielt spontan eine knappe Ansprache, er sprach von einem tiefen Einschnitt in der deutschen Geschichte. Nur wer das Ende des ersten Weltkriegs noch erlebt habe, könnte die Tragweite und Konsequenzen ermessen. Da Deutschland jetzt von vier fremden Nationen besetzt sei, werde es eine ganze Weile dauern, bis man wieder über sich selbst bestimmen könne. Er fordere alle Einwohner auf, so schnell wie möglich wieder zu einem normalen Leben zurückzukehren. Zum Glück sei die Gemeinde von großflächigen Bombardements verschont geblieben, allerdings wolle er keine Hand ins Feuer legen, dass gerade deshalb mit der Zuteilung von Vertriebenen gerechnet werden müsse. In diesem Fall bitte er alle darum, diese im Sinn der christlichen Glaubenslehre respektvoll aufzunehmen. Den letzten Satz nahm er dann zum Anlass, zum gemeinsamen Gebet in der nahegelegenen Kirche aufzurufen, wohin ihm fast alle folgten und Pfarrer Emmerich mit dem Geistlichen der anderen Konfession einen gemeinsamen Gottesdienst abhielt. Wir schlossen uns an, die Predigt erschien mir als eine Mischung aus kollektiver Beichte und der Ermunterung zu einem Neubeginn. Auf dem Weg zurück fragte ich, um Verständnis ringend: „Papa, was wird sich denn ab heute für uns ändern?“ Als Jugendlicher konnte ich mit dem Stichwort Kapitulation eigentlich nichts anfangen.

„Ziemlich viel, Cornelius, auch wenn man die Details nicht abschätzen kann. Über den Himmel werden keine Bomber mehr jagen und ihre Last abwerfen. Der vor ein paar Tagen im Reichsbunker entdeckte, tote Führer wird der Nation nicht mehr den Weg weisen. Das übernehmen jetzt vorläufig die Besatzungsmächte. Die Versorgungslage mit Lebensmitteln und Brennstoff dürfte sich nach und nach bessern. Ich will versuchen, beruflich wieder im Kunstgeschäft Fuß zu fassen und Ihr werdet vermutlich bald wieder zur Schule gehen. Aber das Wichtigste ist doch, dass wir alle gesund zusammen sind. Überlegt, wie viele Opfer allein Ihr gesehen habt. Ich bin über alle Maßen dankbar, dass wir uns unversehrt über diese schwierige Zeit hinüberretten konnten.“ Wir nahmen uns alle in den Arm und ich meinte zu sehen, dass Vater sogar ein paar Tränen vergoss. Eigentlich hätte man an diesem Tag Sekt oder Champagner auffahren müssen, aber weder waren solche Spirituosen verfügbar noch empfanden alle diesen Tag als Befreiung oder Neugeburt. Die Braunhemden verbrannten auf den Hinterhöfen ihre Parteiuniform, Orden und andere verräterische Dokumente. Die Parteioberen suchten nach Wegen, um nach Südamerika zu entkommen. Das Vakuum konnten die Alliierten schon aus personellen Gründen nicht gleich in Gänze wieder ausfüllen. So blieb es am Ende eine weitgehend persönliche Entscheidung, wie man mit der Zeitenwende umzugehen gedachte. Wir hörten davon, dass vereinzelt mit den Soldaten getanzt und gefeiert wurde. Aber wer konnte wirklich schon so schnell umschalten, den bisher zur Tötung freigegebenen Feind auf einmal in den Arm zu nehmen?

Die nächsten zwei, drei Tage, bei denen ich wie ein Seismograph die Veränderungen messen und für mich in Erfahrung bringen wollte, brachten zunächst keine Unterschiede zur Zeit davor. Dann aber startete eine Maschinerie, die ich in ihren Umwälzungen nie für möglich gehalten hätte. Es begann damit, dass in den Schaukästen vor dem Rathaus Verlautbarungen des Kommandierenden der US-Streitkräfte ausgehängt wurden. Die Einwohner lasen es begierig wie eine Art Zeitung, aus der man Neuigkeiten erfahren konnte. Die erste Proklamation ging dahin, dass man fortan allein den Anweisungen der Militärverwaltung zu folgen habe. Das Volk war es die letzten Jahre ohnehin gewohnt, bei solchem Anspruch den nötigen Gehorsam zu zeigen. Mehr als diese bloßen Papierboten wirkte allerdings die schon angekündigte Präsenz einer anderen Einheit der amerikanischen Streitkräfte: die Offiziere des "Monuments, Fine Arts and Archives"-Programms (MFAA), kurz die "Monuments Men". Genau eine Woche und ein Tag nach der Kapitulation tauchten sie wie angekündigt in einer kleinen Gruppe beim Aschbacher Schlossherrn auf und überreichen ihm eine Art Beschlagnahme-Befehl. Captain Robert K. Posey und Private Lincoln Kirstein wirkten trotz Helm und ihrer Uniform nur wenig militärisch. Wie sich herausstellen sollte, bestand diese spezialisierte Einheit eher aus Kunsthistorikern und -sachverständigen. An der Entschlossenheit zur Ausführung ihres Auftrags ließen sie freilich keine Zweifel, sie wollten den Nord- und Südflügel sowie das gesamte Schlossgelände auf den Kopf stellen. Diese vielen Holzkisten mit Aufdrucken, die Ansammlung gleich zweier prominenter Kunsthändler und eines braunen Adligen in einem kleinen fränkischen Örtchen ... all das schien verdächtig genug.

Als Vater von diesem Wirken mitbekam, hielt es ihn fast nicht zuhause. Am liebsten hätte er bei dieser Aktion direkt mit zugegen sein und kurzfristig zur kompletten Aufklärung mitwirken wollen. Aber er musste ohnehin nicht lange auf diesen Einsatz warten, Stunden später bat man ihn zum Schloss, das durch "Off Limits"-Schilder bereits zum Sperrgebiet erklärt worden war, und stellte ihn unter Arrest. Wie die Inventarisierung im Schloss am Ende ausging, kam erst später sukzessive ans Licht. Man kann wohl nicht zu Unrecht davon sprechen, dass es sich um ein riesiges Kunst-Kaufhaus handelte. Nicht nur Museen aus dem nahen Bamberg und aus Kassel hatten untergestellt, weil ihre Direktoren dort an einen guten Schutz vor alliierten Bomben glaubten. Auch Fliegerkameraden des Barons wie etwa Heribert Fütterer, der die deutsche Luftwaffe in Böhmen und Mähren kommandierte, und Ewald von Kleist, der ehemalige Kommandeur der Wehrmachtsgruppe A, vertrauten dem Freiherrn Koffer und Säcke voller Kunstgegenstände an. Wir waren mit der Deponierung unseres Eigentums also keineswegs allein, obwohl wir selbst nur von der Sammlung des Kunsthändlers Haberstock wirklich wussten. Bei dieser Gelegenheit fragte ich mich ein weiteres Mal, welche Motive hinter dem scheinbar uneigennützigem Angebot des Barons standen, Gemälde, Gobelins, Statuen, Möbel und historische Dokumente in solchem Umfang bei sich einzulagern. Lag ihm daran, diese Kunst zu retten, obwohl sie nicht zwingend mit dem NS-Kunstideal in Einklang zu bringen war? Oder spekulierte er darauf, dass die bisherigen Eigentümer zum Teil noch Opfer des Krieges werden würden und er so den Kunstbestand für das Schloss würde deutlich erhöhen können? Wir waren froh, diese Chance durch ihn angeboten bekommen zu haben, deswegen verboten sich weitere Spekulationen dieser Art.

Vater wurde einer dreitägigen Befragung unterzogen, die ein gewisser Dwight McKay der Judge Advocate Section durchführte, assistiert von Erik Berger. Der deutschklingende Name des Übersetzers war durchaus Programm, denn die Amerikaner bedienten sich häufiger der Einschaltung unbelasteter Deutscher, die sich sprachlich leichter taten und speziell in diesem Fall dem europäischen Kunstmarkt näherstanden. Sie gehörten offiziell zum Personal des

MFAA-Programms und waren somit fast die Ersten, die direkt nach dem Kriegsende wieder eine Beschäftigung gefunden hatten. Kurioserweise begegnete Vater an dieser Stelle einem ehemaligen Mitarbeiter seines Cousins Wolfgang, besagten Erik Berger. „Man trifft sich immer zweimal im Leben“, beginnt der Auftakt des Verhörs, dessen Besetzung Vater natürlich entgegenkam. Dennoch machte er sich mit Sicherheit keine Illusionen, dass er deswegen eine Sonderbehandlung erfahren würde. Aber seine Erklärungen würden schneller und im korrekten Zusammenhang vom Verständnis seines Gegenübers erfasst werden. Die Wissbegierde der Amerikaner konzentrierte sich auf drei Schwerpunkte: sein Familien- und Berufsleben, seine Rolle in der NS-Hierarchie und seine Paris-Ankäufe für das Linzer Führermuseum. Außerdem soll er erklären, wie die Übernahmen aus jüdischem Privatbesitz abliefen, in welchem Verhältnis er zum Schlossherrn und anderen Verbindungsleuten stand, sowie welche der hier mittlerweile inventarisierten Gegenstände ihm zuzuordnen seien. In dieser halben Woche wurde gemeinsam ein elfseitiges Dokument erarbeitet, das er am Ende noch beedigen musste.

Die erste Seite war vor allem den biografischen Angaben vorbehalten. Geburtsdatum, Frau, Kinder, Adressen, aber auch Abfrage des Großvaters, der Großmutter und des Bruders, sowie Studium und berufliche Stationen ... Durch die Hinweise auf die hochgeschätzten Vorgenerationen der Familie, seine teilweise jüdische Herkunft und die beiden Entlassungen als Museumsdirektor konnte Vater gleich zu Beginn einige mögliche Verdachtsmomente entkräften. Danach folgten die eher schwierig zu klärenden Fragestellungen, wie es dazu kommen konnte, dass Vater durch Herrn Voss zum Frankreich-Einkäufer für das geplante Führermuseum in Linz werden konnte. Hier musste bis ins Detail erklärt werden, wie diese Aktionen abliefen und ob sich darunter Bilder jüdischer Sammler befanden. Der darauffolgende vierseitige Teil widmete sich den Reisen nach Paris und der dadurch entstandenen Einkommenssituation, aber noch stärker der Tätigkeitszeit in Dresden und dem Verbringen der Werte nach Aschbach. Zum Schluss gab es eine Art gemeinsame Inventur, also eine Listung der im Schloss konfiszierten Kunstgegenstände auf zwei Seiten, wobei die in Paris und Amsterdam erworbenen Werke unterstrichen ausgewiesen wurden. Insgesamt wurden Vater so 34 Kisten, zwei Großpackungen Teppiche sowie acht mit Büchern in einem großen Raum des Obergeschosses und nochmals 13 Holzkisten im Erdgeschoß zugeschrieben. Die letzte Seite diente der Beeidigung und Unterschriftsleistung aller am Verhör beteiligten Personen. Bei der Vielzahl der geführten Gespräche bekam Vater immer mehr den Eindruck, dass sich die Ermittlungen der Alliierten gar nicht so sehr auf den Ausverkauf der „entarteten Kunst“ bezogen, sondern primär auf die Klärung der Werke ausländischer Provenienz. In seinem Fall jene von Courbet, Oudry und Degas, die von ihm 1942 im Pariser Kunsthandel erworben worden waren. Ihm schien es so, dass das Hauptanliegen in der Identifizierung von Nazi-Größen und in der Rückgabe der geraubten Kunstgüter an die jeweiligen, einst belagerten europäischen Nachbarländer bestand. Immerhin handelte es sich weitgehend um identitätsstiftende Kulturschätze, die zur DNA einer jeden Nation gehörten. Allerdings kam bei dieser Befriedigungsaktion die deutsche Moderne aus seiner Sicht in umgekehrter Richtung nicht zum Zug.

Dennoch verliefen die tagtäglichen Befragungen im gegenseitigen Respekt. Vater fühlte sich, auch wenn er bei seinem Gegenüber McKay immer wieder Zweifel aufkommen sah, letztlich auf der sicheren Seite. Durch seine jüdische Großmutter war er ja erwiesenermaßen als Vierteljude abgestempelt worden, sein Vater Cornelius und dessen Bruder Fritz waren wie der Rest der Familie angesehene Leute ohne Tadel gewesen. In Zwickau und Hamburg sei er von Nazi-Chargen aus dem Amt des Museumsdirektors gedrängt worden. Vereinfachend gab es für ihn am Ende nur die Wahl, sich entweder für eine aufgezwungene Kriegsarbeit in der

Todt Organisation oder die Einkäufertätigkeit in Paris zu entscheiden. Durch die Entscheidung für letzteres habe er im Vorfeld viele Kunstwerke vor der Zerstörung retten können. Nie sei von ihm ein Werk erworben worden, das nicht freiwillig zum Verkauf angeboten wurde. Kein einziges Mal habe er das Jeu de Paume betreten, in dem die deutsche Besatzungsmacht in Paris viele Kunstwerke aus jüdischem Besitz lagerte. Bei Botschafter Abetz sei ihm ein Schreibtisch aufgefallen, der seiner Ansicht nach aus der Sammlung des Rothschild'schen Familienbesitzes stammte. Sonst hätten sich keine weiteren Berührungspunkte ergeben. Ohnehin seien seine Geschäftsräume, wie z.B. jene in der Hansestadt, meist Treffpunkt für den liberal denkenden Teil der Hansestadt gewesen.

Die Aussagen wurden nach Abschluss zur weiteren Veranlassung an den Vorgesetzten dieser MFAA-Einheit gereicht. Mitte Juni erfolgte dann die erlösende Entscheidung: Vater musste sich weiter zur Verfügung halten, der bisherige Hausarrest wurde also entschärft. Anders als der Baron und Haberstock, die inhaftiert blieben und für weitere Aufklärungszwecke zur Verfügung stehen mussten, konnte er die beteiligten alliierten Kreise wohl von einer keineswegs mit diesen vergleichbaren Rolle im NS-Räderwerk überzeugen. Ohnehin hatten wir selbst immer seinen Schilderungen und der Beteuerung, nie etwas Unrechtes getan zu haben, vertraut. In gewisser Weise stärkte der Verfahrensfortgang unser Vertrauen in die neue Besatzungsmacht, die sich mit der zusätzlichen Entnazifizierung der Bevölkerung eine wirklich große Aufgabe ans Bein gebunden hatte. Mutter schaffte es tatsächlich, zur Feier des Tages ein paar fränkische Bratwürste zu organisieren, Schwesterherz und ich versuchten uns an einer kleinen musikalischen Aufführung. Vater schien mehr gerührt als sonst. Obwohl er in der Vergangenheit zum Teil sogar zeitlich länger unterwegs gewesen war und wir uns durchaus an diese partielle Abwesenheit gewohnt hatten, blieb diese wiedererlangte Fast-Freiheit einzigartig, auch über diesen Zeitpunkt hinaus.

Vater haderte allerdings damit, dass seine Konten gesperrt blieben und ihm ein freies Umherreisen nicht erlaubt war, allenfalls unter Angabe des Ziels und Grundes nach vorheriger Anfrage. Bei Cousin Wolfgang beklagte er sich brieflich: „ ... es ist ländlich, schändlich primitiv und man ist in einer Weise allein, wie man es überhaupt nicht beschreiben kann“. Nur allzu gern wäre er wohl wieder in seine früheren beruflichen Routinen eingestiegen, um dort, wo der Kontakt in der Kriegszeit abgebrochen war, wieder die Drähte zusammenzuführen. Außerdem hätte er sich gern sicher die neuesten Werke seiner ins Exil geflohenen Lieblingskünstler der Moderne angesehen und vermutlich sogar für Verkaufszwecke mitgebracht. Den Tiefschlag erhielt er allerdings erst am Folgetag, als wir ihm – wieder einmal auf Beobachtungstour – vom zwischenzeitlich stattgefundenen Abtransport der im Schloss und Schulgebäude eingelagerten Holzkisten in die Neue Residenz nach Bamberg berichteten. Diese waren auf einen langen Panzerlader gehievt und vor der geplanten Weiterlieferung nach Wiesbaden dort für die Zeit bis zur Fertigstellung des Central Collecting Points zwischengelagert worden. Damit entzog man ihm und uns die selbst aufgebaute Sammlung, alte Erbstücke meines Großvaters, die Grundausstattung für eine neu zu gründende Galerie und letztlich fast jegliche materielle Sicherheit. Hatten wir bisher einen Großteil in fast greifbarer Nähe, so schien unsere Lebensversicherung in weite Ferne zu rücken, vielleicht sogar ganz verloren zu sein. Ich litt mit Vater, denn dieser ständige Zugriff auf Familie, Zuhause und sonstiges Eigentum, das wir in Hamburg, Dresden und jetzt hier erneut erlebt mussten, prägte sich bleibend als Dauerakt einer Ungerechtigkeit ein, der jede Form der Gründung und der Etablierung eines eigenen Lebensabschnitts ziemlich fragwürdig erscheinen ließ. Woher sollte man eigentlich immer wieder die Energie nehmen, nach solchen existentiellen Tiefschlägen den bisher gewohnten Lebensstandard stets neu wiederaufzubauen?

Hätte Vater nicht so sehr für die Kunst gelebt und seine ererbten und erstandenen Werke geliebt, dann hätte er wohl kaum dieses Stehaufmännchen-Spiel stets von vorne neu beginnen können. Allerdings war er jetzt zum Innehalten verdonnert, denn er musste davon ausgehen, dass die Amerikaner zu seiner Person weitere Informationen einholen, Dossiers und Inventarlisten anfertigten als auch andere Kunsthändler zu ihm befragen würden. Es galt einfach, dieses positiv von ihm gezeichnete Bild durchzuhalten, rechtzeitig Kenntnis von alliierten Maßnahmen zu bekommen und Zugriffe auf sein Eigentum zu verhindern. Keine leichte Aufgabe, seine Mobilität war schließlich eingeschränkt worden und die Kommunikationswege über Telegramm oder Telefon mussten erst wieder in Ordnung gebracht werden. War abschätzbar war schließlich, wie sich Haberstock und der Baron zu der Situation äußerten. Wäre es nicht geradezu verständlich gewesen, wenn sie einen Teil ihrer Verantwortung beispielsweise auf Vater abwälzten? Wir versuchten, dem Sommer ein paar angenehme Seiten abzugewinnen, wanderten in der näheren Umgebung und versuchten, Vorräte sowie Brennmaterial für uns anzulegen. Das Leben war eindeutig archaischer geworden, auch wenn sich unsere Lage um Längen besser darstellte als die der ausgebombten Städte. Zur Verbesserung dieser schrieb Mutter abends oft Briefe an emigrierte Bekannte, um diese im letzten Absatz dann um Zusendung von Kleidung und andere Spenden zu bitten. Die Franken um uns herum zeigten sich allgemein als besonderes Völkchen, den braunen Ideen einst aufgeschlossen gegenüber, konzentrierten sie sich nun auf eine fest schon separatistische Eigenständigkeit, um durch diesen Schutz später nicht wieder einmal in einen solch zentralistischen Sog gerissen zu werden.

So viel gemeinsame Zeit mit Vater hatten ich und Benita noch nie erlebt, früher mussten wir oft gegen Besucher oder Kunstkäufer um seine Zeit und Gunst kämpfen. Jetzt blieb ihm nur, eine ganz private Rolle zu spielen, wobei sein innerer Widerstand dagegen zu spüren war. Es half nichts und Mutter flachste manchmal, dass man auch als gestandener Mann mit jedem Tag immer noch was Neues lernen könnte. Die Tage im Wald und am See verschafften jedem von uns einen Abstand von den grässlichen Bildern, die jeder noch im Kopf hatte. Von Bombenangriffen, heulenden Sirenen, stickigen Situationen im Luftschutzkeller, Verletzten, herumliegenden Gliedmaßen, verstaubten Gestalten und umherirrenden Kindern ... Das geschundene Volk musste wieder auftanken, um sich in der gesunden Geisteshaltung neu einnorden, wie es Adenauer später einmal treffend ausdrückte. Das mangelnde Angebot an Ablenkung und kulturellem Amüsement zwang alle dazu, sich mit sich selbst und dem nahen Umfeld zu befassen. Man musste sich eingestehen, dass man einem selbsternannten Heilsbringer fast blind gefolgt war, der die Weltordnung aus den Angeln gehoben und dem eigenen Land einen Maximalschaden beschert hatte. Statt eines glorreichen Endsieges beschränkte man sich auf das kollektive Einsammeln von trockenen Ästen, Kohleresten, Beeren, Wurzeln, Zigarettenenden und dem Tausch von familiären Schmuckstücken gegen dringend gebrauchte Lebensmittel. Es wurde kolportiert, dass sich in Würzburg sogar Frauen den Soldaten hingaben, um ihre Kinder durchbringen zu können.

Natürlich waren Vater und Mutter – wie jede/r Deutsche – in einem Entnazifizierungsverfahren involviert, das Zeit und das Beibringen von Beweisen einforderte. Dadurch jedoch, dass unser Familienoberhaupt bereits den Amerikanern seine Stellung im politischen Gefüge dargelegt hatte, konnte zumindest er hierauf zurückgreifen. Das tat er denn auch mit einer ähnlichen Argumentation und dem Aufbieten gleicher Zeugen, die ihn entlasteten. Anfang Oktober änderte sich schließlich auch der Müßiggang für Benita und mich, weil tatsächlich wieder Unterricht angeboten wurde. Die inzwischen staubig gewordenen Schulranzen aus Leder mussten hervorgeholt werden und es wurde ausdrücklich darum gebeten, die noch vorhandenen alten Schulbücher mitzubringen. Den

täglichen Stundenplan hatte ich nur in Ansätzen vermisst. Nicht, dass ich diese Institution in meiner jugendlichen Reife nicht mochte. Aber in den letzten Monaten sog ich so viel an Wissen und Erfahrung im Alltag in mir auf, dass dafür ein ganzes Schuljahr kaum gereicht hätte. Außerdem wurde dem Kunstunterricht gerade einmal eine Stunde zuteil, was ich als gänzlich ungenügend empfand. Und so trotteten wir die Hauptstraße entlang zum Schulgebäude in gespannter Erwartung, was so auf uns zukommen würde. Bislang gab es am ersten Tag nur den Stundenplan und der/die neue Klassenlehrer/in stellte sich vor, dann ging es direkt wieder ab nach Hause. Die Schuldirektorin hielt in der intakt gebliebenen Turnhalle zunächst eine kurze Ansprache an alle. Sie wies in kurzen Worten daraufhin, dass der hiesige Ort großes Glück gehabt habe, weil das Schulgebäude noch nutzbar sei. Deutlich schlechter sei es allerdings um das Lehrpersonal und die Ausstattung bestellt. Mehr als die Hälfte der männlichen Lehrkräfte wäre derzeit nicht verfügbar, deshalb müssten in manchen Fächern entweder befähigte Eltern oder andere Personen von außen vorläufig einspringen. Die zuletzt ausgegebenen Schulbücher enthielten zudem eine zu stark inhaltlich geprägte Ausrichtung an den Leitbildern der NS-Ideologie, sodass auf deutlich ältere Bestände zurückgegriffen werden müsse. Dennoch wünsche man nach dieser langen schulfreien Zeit, die schreckliche Wunden bei allen gerissen habe, viel Freude und Engagement im gestarteten Schuljahr. Nach dem Heraustreten begann auf dem Schulhof die individuelle Zuweisung auf die einzelnen Klassenräume.

Eigentlich war zumindest ich schon zu alt für die vierte Klasse der Volksschule und hätte schon auf der weiterführenden Schule sein sollen. Aber die Kriegsgeschehnisse hinterließen auch an dieser Stelle ihre negativen Spuren und so mussten wir an der Stelle ansetzen, an der wir vor einiger Zeit ohne eigene Schuld herausgerissen worden waren. Frau Weeger, meine neue Klassenlehrerin, bat uns, alphabetisch nach Nachnamen in einer Schlange vor dem Klassenzimmer anzutreten, damit sie die alten Schulbücher systematisch einsammeln könne. Als ich an der Reihe war und meine bisher genutzten Schulbücher vorzeigte, meinte sie, ob wir kürzlich hergezogen seien, denn das seien Exemplare aus dem einst sächsischen Kultusbereich. Ich nickte leicht verlegen, auf jeden Fall blieb ihr aber so mein Gesicht direkt in Erinnerung. Nach der Abarbeitung der Reihe ging es dann tatsächlich an die Vermittlung des neuen Stundenplans. Wir zückten ... nein, nicht unsere Bleistifte und Schulhefte, sondern eine Vielzahl an improvisierten Arbeitsmitteln. Manche nutzten noch ein paar stark gebrauchte Wachsmalstifte, andere Graphitminen oder einen ausgetrockneten Füllfederhalter, als Papier kam Pergament, Karton oder auch die Rückseite eines alten Kalenders zur Verwendung. Uns wurden vier bis fünf Stunden von Montag bis einschließlich Samstag vorgegeben, es erfolgte die Vorwarnung, dass durchaus einmal eine Stunde wegen einer nicht zur Verfügung stehenden Lehrkraft ausfallen könne. Dann hieß es, wir sehen uns morgen wieder und wir jagten die Treppen hinab auf den Schulhof, wo die meisten Eltern noch im Gespräch ausharrten. Zumindest für uns Jugendliche begann wieder eine feste Struktur, ungewöhnlich viele meiner Mitschüler zeigten daran mehr Freude, als sie bisher zu diesem lästigen Pflichtprogramm zum Ausdruck gebracht hatten.

Gerechtigkeitshalber hätte für die Erwachsenen ähnliches angestoßen werden müssen. Vielleicht nachmittags ein kollektiver Gang zur Freudschen Couch in der Turnhalle. Doch mangels entsprechender Realisierungschance und fehlender Fachkapazitäten versuchten die amerikanische Besatzungsmacht mit vielen Einzelmaßnahmen ähnliche Fortschritte auf den Weg zu bringen. Die zwangsweise angeordnete Besichtigung von nahegelegenen KZs und die Bestattung der dort aufgefundenen Körper blieb nicht die einzige erzieherische Aktion. Vater wurde dadurch auf Trapp gehalten, dass man ihn am 3. Oktober schon wieder zum nächsten Verhör einbestellte, dieses Mal mit neuen Gesichtern der Art Looting Investigation Unit.

Deren Auftrag, wie er uns beim Abendbrot in groben Zügen brühwarm erzählte, bestand in der Aufklärung seiner Rolle in Bezug auf das Führermuseum. Er musste diesen Mitarbeitern gegenüber seine Handelskontakte, Namen und Herkunft der von ihm angeschafften Werke sowie den gezahlten Kaufpreis offenlegen. Zugleich sollte er noch die Erwerbungen für deutsche Museen zu jener Zeit angeben, damit diese Einheit die Vorbereitung der Rückführung dieser Kunstgüter treffen konnte. Vater sollte demzufolge Angaben zu seinen Handelskontakten, zu Voreigentümern und Kaufpreisen machen. Das Ganze diente als Vorbereitung für ein geplantes Gesetz der Alliierten, das die Repatriierung solcher Vermögensgegenstände vorsah und tatsächlich am 18. April denn auch erlassen wurde. Köln musste sich also wieder in absehbarer Zeit von Vaters besorgten Renoir, Maillol und Rodin trennen, Hamburg von Courbet und Monet, München von Fragonard ... Er wirkte schon ziemlich niedergeschlagen am Abend seiner Rückkehr, denn letztlich sollte ein großer Teil seiner Tätigkeit der letzten Jahre, auf die er so stolz gewesen war, schlicht rückgängig gemacht werden. So, als sei alles für die Katz gewesen. Nach den Tiefschlägen in Zwickau und Hamburg, die er zu verkraften hatte, folgte damit eine dritte Infragestellung seiner beruflichen Aktivitäten. Lichtblicke oder gar Erfolgserlebnisse zur Gemütsaufbesserung rückten erst einmal in weite Ferne.

In einer angeschlagenen Ankündigung des Oberkommandierenden hieß es für die Aschbacher, dass ab November das Pölnitzsche Schlossanwesen als Camp für polnische Juden umgewidmet werden würde. Die Amerikaner verstanden es zum Teil recht geschickt, mit solch symbolischem Vorgehen die herrschende Moralvorstellung zu knacken. Während es bisher die Aschbacher als selbstverständlich annahmen, dass ein Adelsgeschlecht so viele Werte anhäuft, gab die Besatzungsmacht das Signal, dass mit solch üppigen Eigentumsverhältnissen auch eine deutliche Verpflichtung zur Mitmenschlichkeit einhergeht. Und da der Freiherr zugleich Ortsvorsteher der NSDAP gewesen war, durfte seine Familie für einen bestimmten Zeitraum erst einmal in eine deutlich bescheidenere Lehrerwohnung im Ort umsiedeln. Musste schon ein komisches Gefühl für sie sein, an dem eigenen alten Gemäuer vorbei zu gehen und von dort ein paar hundert Meter verbannt zu sein. Im Oktober begannen amerikanische Soldaten mit der Unterstützung eingeschalteter Deutscher, die Aufnahme für die geplanten einhundert Neubewohner vorzubereiten.

Wenige Aschbacher waren mit diesem Vorgehen einverstanden. Das Adelsgeschlecht gab es seit Jahrhunderten und die Arbeitsplätze dort erfreuten sich einer gewissen Wertschätzung. Der Baron erfüllte seine Pflicht bei der deutschen Luftwaffe, als Ortsgruppenleiter habe er sich wirklich für die Gemeinde eingesetzt und keine leitende Funktion beispielsweise in der Hauptstadt bekleidet. Viele Einheimische sorgten sich auch darum, dass der Ort mit der Aufnahme einer solchen Quantität förmlich überfordert sei. Gewiss, ein paar Ostflüchtlinge aufzunehmen, schien akzeptabel. Der Schlossherr seinerseits fürchtete natürlich, dass die Fremden die wertvollen Möbel nicht mit der nötigen Sorgfalt behandeln würden und intervenierte mehrfach. Doch ohne Erfolg ... Dann, an einem nebligen Tag Anfang November trafen die polnischen Juden im Kolonnenmarsch ein, nachdem man sie bis zu einem nahegelegenen Bahnhof befördert hatte. Obwohl wir selbst so gut wie keinen Speck auf den Rippen hatten, sahen sie noch viel ausgemergelter aus. Kaum zuvor hatte ich jemals Menschen gesehen, denen die Haut so auf den Knochen spannte und denen jede Bekleidung einfach zu weit war. Vermutlich mussten sie für eine viel zu knapp bemessene Tagesration sogar noch zwölf Stunden körperlich hart arbeiten, ihre Gesichter zeigten kaum Regung und Lebensmut. Ich konnte mir nicht ausmalen, was ihre Gedanken waren, als sie in diese herrschaftlichen Räume einzogen. Auf jeden Fall sorgte ihre Anwesenheit dafür, dass man täglich weiterhin mit dem angerichteten Grauen konfrontiert wurde.

Als wir uns witterungsbedingt nicht mehr so viel draußen aufhalten konnten, sah ich Vater wieder mehr an seiner Reiseschreibmaschine sitzen. Er gehörte klar zu der Sorte, die nicht gnädig Entscheidungen anderer abwarteten. Ich glaube, dass ihn seine für uns wenig spürbare Verzweiflung ihn zu einem ihm typischen Aktionismus trieb. Dabei standen einige Vorhaben ganz besonders in seinem Fokus: die vollständige Rückgabe seiner Sammlung, der Abschluss des Entnazifizierungsverfahrens, der berufliche Wiedereinstieg und, von dem wir damals nichts wussten, unsere vorübergehende Unterbringung in einem Landerziehungsheim. Um die entfernten Holzkisten möglichst bald wiederzuerlangen, musste er fleißig Anträge schreiben und die Verantwortlichen dort überzeugen, dass jedes Stück ihm allein zurechenbar war. Dazu bedurfte es passender Belege, Schenkungsurkunden und anderer Beweismittel. Für den erfolgreichen Abschluss der Entnazifizierung benötigte er Empfehlungsschreiben unbelasteter Mitarbeiter, Kollegen und bekannter Honoratioren. Um später wieder ins geliebte Metier einsteigen zu können, musste er alte Geschäftspartner und befreundete Künstler kontaktieren und den guten Draht weiterpflegen. Kein leichtes Unterfangen insgesamt! Weder gab es ausreichend Papier, Briefbögen oder Farbbänder für die Schreibmaschine, noch konnte man von der Gültigkeit der alten Adresse oder vom Überleben des Angeschriebenen ausgehen. Andererseits mussten ja fast alle Kriegsgefangenen selbst oder das Rote Kreuz die Anschrift der noch lebenden, nahen Familienangehörigen ausfindig machen. Von daher befand sich Vater in einer großen Schicksalsgemeinschaft, immerhin ließ sein gesundes Selbstvertrauen uns nicht der endgültigen Verzweiflung anheimfallen. Und so ganz nebenbei brachte er im passenden Moment noch jeweils die Anfrage unter, ob man nicht den einen oder anderen Hinweis auf eine ausgeschriebene Stelle im Museumsbereich kenne, für die er sich ins Gespräch bringen könne. Zu Hilfe kam ihm, dass nicht auf einen Schlag ein personeller Komplettaustausch aller Deutschen stattgefunden hatte. Es wirkten die alten Kräfte weiter, nur viel vorsichtiger als zuvor.

Neu zu Vaters umfänglichem Netzwerk kam der hiesige Pfarrer, Herr Emmerich, hinzu, möglicherweise aufgrund des fehlenden Aktionsradius. Da dieser auch als Lehrkraft in der Schule aushalf, fragte Vater bei ihm an, ob er sich vorstellen könne, im nächsten Jahr ein paar von ihm moderierte Veranstaltungen im Pfarrhaus auszurichten. Ihm schwebte vor, Vorträge zu Ernst Barlach und Albrecht Dürer zu halten. Beide hätten ja sakrale Kunst hervorgebracht, sodass ein wechselseitiger Bezug offensichtlich gegeben wäre. Vielleicht könne man später auch zu Themen wie Kunst und Kitsch einladen, aber er verstünde, wenn man erst einmal die Resonanz abwarten wolle. Er brauchte nicht allzu viel Überzeugungsarbeit leisten. Der Pfarrer schien schnell von der Idee eingenommen, neben den inzwischen gut besuchten Messen ein weiteres gutes Angebot aufnehmen zu können, um die Religion und den Glauben wieder stärker im alltäglichen Leben und Bewusstsein der Kirchgänger zu verankern. Im Vergleich zur früheren beruflichen Belastung von Vater stellte dies allenfalls einen kleinen Bruchteil dar, aber es war ein Indiz für eine beginnende Aufwärmphase, die ihn zu neuen Weihen tragen sollte. Solche Vorträge konnte er letztlich ohne Vorbereitung sehr anschaulich an sein Publikum bringen, wie er schon früh in Zwickau gezeigt hatte. So kam es zu Abenden, in denen er Albrecht Dürer und Ernst Barlach, aber auch die Unterscheidung von Kunst und Kitsch den gespannt zuhörenden Besuchern nahebrachte. Deutlich schwieriger gestaltete sich eher die Beschaffung eines funktionierenden Projektors, der nicht aufzutreiben war. Am Ende mussten bei Vater vorhandene Fotos von Hand zu Hand herumgereicht werden. Für meinen Teil spürte ich, dass sich Herr Emmerich im Gegenzug stark für meine Integration in den Klassenverband bemühte. Als Zugezogener kam man nicht ganz so leicht in die Phalanx

der gleichaltrigen Einheimischen, die sich quasi von Geburt an kannten und allenfalls gelegentlich im Jahr die nächstgrößere Stadt Würzburg gesehen haben durften.

Während sich Benita und ich redlich bemühten, bei den schulischen Leistungen und den Kontakten zu Mitschülern Anschluss zu bekommen, war inzwischen für Vater die Schreibmaschine zum nicht mehr wegzudenkenden Begleiter geworden. Keineswegs einfach stellte sich die Besorgung der Leumundszeugnisse für das Entnazifizierungsverfahren in Bamberg dar. Dafür fehlten – abgesehen vom schon ausgefüllten Meldebogen Nr. 71 – einfach Vorlagen und so musste jeder von ihm Angesprochene seine eigene Prosa zu Papier bringen und das abgefasste Schriftstück an ihn senden. Zum Beleg seiner nazikritischen Haltung suchte er den Kontakt zu Personen, mit denen er in der Vergangenheit mehr zu tun hatte und die ihm wohlgesonnen schienen. Doch wen genau für eine solche Empfehlung ansprechen? Der Kreis engte sich schon durch die Nichterreichbarkeit vieler in Kriegsgefangenschaft befindlicher Freunde ein und es stellte sich die Frage, wen die entsprechenden Kammern vom verbleibenden Rest als unbelastet oder als bloße Mitläufer ansahen. Manche wollten sich auch für Vater nicht soweit hinauslehnen, andere, etwa wie Haberstock, versuchten ihre Haut durch die Belastung anderer zu retten. Am Ende blieb dann doch eine stattliche Zahl Personen übrig, die zu Vaters Beweisführung bei der Urteilsfindung bei der Spruchkammer Bamberg-Land in seinem Sinn beitrugen. Noch aus Hamburger Zeiten stammte die Bekanntschaft zu Paul Clemen, dem Gründungsvater der rheinischen Denkmalpflege. Er war begeisterter Sammler und gelegentlich auch Gast bei uns zuhause. Er kannte natürlich die berufliche Vorgeschichte seines Kunsthändlers, oft fanden beide Gleichklang bei Einschätzung der politischen Lage und er hatte sich nie den braunen Kreisen angebidert. Am Ende sollte er dann an einem furchtbar kalten Wintertag Ende Januar 1946 die Post des Inhalts erhalten, dass Vater „sein Haus zum Mittelpunkt eines ausgesprochenen antinationalsozialistischen Kreises machte, ist umso mehr anzuerkennen, als das das für ihn als einen zweimalig (in Zwickau und in Hamburg) von den Nationalsozialisten gemäßregelten Mischling besonders gefährlich war.“ Eine ähnlich lautende Unterstützung erfuhr er durch den Kölner Juristen Josef Haubrich, der konstatierte, dass sich seine rasante Karriere als Galerist unbehelligt von den politischen Verhältnissen kraft eigener Leistung vollzog.

Von Künstlerseite hielten die Maler Bernhard Kretschmar, Karl Kröner und Hans Christoph die Hand für ihn ins Feuer. Von Literatenseite gesellte sich Rudolf Adrian Dietrich hinzu. Als sichere Nummer erwies sich natürlich auch die entsprechende Ansprache seiner früheren Privatsekretärin, die glücklicherweise trotz ihrer halbjüdischen Herkunft nicht in einem Konzentrationslager gelandet war. Zu Maya Gotthelf hatten alle Familienmitglieder ein ausgezeichnetes Verhältnis und so bestätigte sie schriftlich am 6. März 1946: "Ich habe in seinem Hause wiederholt zusammen mit Herrn Dr. Gurlitt den feindlichen Auslandssender gehört und nazifeindliche Gespräche geführt. Herr Dr. Gurlitt hat sich trotz seiner selbst sehr exponierten Stellung aufopfernd für Juden und politisch Verfolgte eingesetzt." Das war natürlich ein Freibrief erster Klasse, den keiner in seiner Bedeutung und Tragweite herunterspielen konnte. Komplettiert wurden diese Empfehlungsschreiben noch durch die getroffene Feststellung des Direktors der städtischen Kunstsammlung Chemnitz, Friedrich Schreiber-Weigand, der Ende März absetzt: „Als Kunsthändler, in welche Lage die Verhältnisse ihn zwangen, ist er wiederum in der Nazizeit mit innerer Überzeugung und Mut für die angeprangerte "Entartete Kunst" eingetreten und hat damit manches der Werke gerettet und dem Privatbesitz zugeführt." Brauchte man wirklich mehr Beweise, um die Glaubhaftigkeit der eigenen Schilderungen zu unterstreichen? Vater sah der noch anzusetzenden Anhörung deshalb mit einer gewissen Gelassenheit entgegen.

Daneben, und das bekam ich in diesen Tagen überhaupt nicht mit, machte er sich mit Mutter Gedanken darüber, wo wir nach diesem improvisierten Schuljahr unseren weiteren Bildungsschliff als Schüler bekommen sollten. Hier im Ort gab es kein weiterführendes Gymnasium, wir hatten also ohnehin nach Schlüsselfeld oder Würzburg mit einer noch nicht wieder eingerichteten Buslinie fahren müssen. Auf den ersten Blick überzeugte beide die Qualität dieser städtischen Einrichtungen nur bedingt, es wurde der übliche Kanon gefördert, eine besondere Förderung künstlerischer Fähigkeiten war nicht vorgesehen. Und ... möglicherweise wollte Vater uns aus guten Gründen räumlich ein wenig außen vor wissen. Sein Kampf um die Sammlung, seinen Ruf und eine berufliche Perspektive, Mutters Bettelbriefe an Freunde im Exil, all das sollte nicht tagtäglich vor unseren Augen stattfinden. So schweifte sein Blick weiter und in so mancher Korrespondenz flochte er dieses persönliche Anliegen ein, sich einen entscheidenden Hinweis auf einen pädagogischen Exzellenzort erhoffend. Eine solche Entscheidung war nicht einfach zu treffen, weil es zu viele Variable gab. Weder wusste Vater, wie sein Entnazifizierungsverfahren noch wie sein Clinch mit den Amerikaner am Ende ausgehen würde. Und selbst bei positivem Abschluss konnte er nicht entfernt vorhersehen, wohin ihn seine nächste berufliche Herausforderung tragen sollte. Man hätte auch gleich mit dem Dartpfeil irgendwo auf die Deutschlandkarte zielen können und nicht unbedingt in höherem Maß falsch gelegen. Die Entscheidung für die Odenwaldschule muss, soweit ich das überhaupt nachvollziehen kann, im Schriftverkehr mit Ernst Barlach angestoßen worden sein. Mein Vater hatte ihm womöglich in einem Brief von seinem geplanten Vortrag im hiesigen Pfarrhaus erzählt und im Gegenzug kam möglicherweise die positive Erinnerung an dessen Tage in Heppenheim zum Tragen. Die Bestätigung von weiterer Seite ließ dann diese Idee immer mehr reifen.

Der von Vater gehaltene Vortrag zu seinem Künstlerfreund Barlach direkt zu Beginn des neuen Jahres war sogar entgegen seiner gedämpft optimistischen Erwartung gut besucht. Die Reihen füllten sich, das Interesse galt sicher nicht allein diesem Künstler aus dem Norden. Der ausklingende Wintertag ließ gen Abend noch brutalere Tiefsttemperaturen erwarten und nicht jeder konnte auf einen ausreichenden Brennholzvorrat zurückgreifen. An den Scheiben des Pfarrhauses bildeten sich herrliche Eisblumen, die aber wegen ihrer Häufigkeit in jedem Haus keines Blickes mehr gewürdigt wurden. Hinzu kam, dass es so gut wie keine sonstigen Veranstaltungen gab. Hauptsache, so schien es in allen Gesichtern zu stehen, es gab wieder einmal einen Anlass und die Chance eines größeren Aufeinandertreffens. Auch wenn Vaters Stolz dadurch etwas litt, so begriff er doch die zusätzliche Chance, uns anfangs geschickt bei den alteingesessenen Einwohnern einzuführen und sie mit einer von den Nazis geächteten Kunstrichtung zusammenzuführen. Der Geistliche, meine Eltern und die Zuhörerschaft waren am Ende zufrieden, sodass sich eine Fortsetzung geradezu aufdrängte. Und so ganz nebenbei sendete dieses Engagement ein kleines positives Zeichen an die aufmerksame amerikanische Besatzungsmacht. Geschickt, wie er war, befand er sich schon wieder mitten in der ersten Etappe eines Neueinstiegs auf seinem Lieblingsterrain.

Nicht nur dieser zarte Rückenwind, wohl auch handfeste existentielle Gründe zwangen ihn dazu, am 21. April einen Antrag auf Rückgabe seines beschlagnahmten Eigentums oder wenigstens Teilen davon auf den Postweg nach Wiesbaden zu bringen. Ihm schien klar, dass es ein langwieriges Restitutionsverfahren mit vielen Schleifen und stets neu aufkommenden Nachforschungsdetails werden würde. Aber auch die bei uns in Aschbach verbliebenen Kunstwerke, vor allem Papierarbeiten, die sich nicht in den Holzkisten mit der Aufschrift „Gemäldegalerie Dresden“ befunden hatten, blieben ja seit mittlerweile einem Jahr beschlagnahmt. So konnte letztlich nichts einer Verwertung zugeführt werden, obwohl sich

mit der Odenwaldschule und neuen Einsätzen für Vater schon erste größere Ausgabenposten abzeichneten. Nachdem die Behörde von Herrn Farmer lange darauf nicht reagierte, versuchte er knapp zwei Monate danach mit der Strategie, einzelne Werke isoliert zurück zu fordern. Mit diesem eventuell erfolgreicherem Weg wollte er vor allem jene erworbenen Stücke „herauseisen“, deren Herkunft er klar belegen konnte und für die ihm von dritter Seite ein begründetes Erwerbsinteresse signalisiert wurde. So zum Beispiel für das Gemälde „Polospieler“ von Max Liebermann, das er etwa 1938 von seinem alten Arbeitgeber, der Hamburger Kunsthalle, erworben hatte. Zur Absicherung bemühte er sich darum, die entsprechende Bestätigung des Verkaufs von dort zu erhalten, was sich natürlich auch hinzog. Auf seinen darauf Bezug nehmenden Antrag vom 12. Juni hörte er aus der hessischen Kurstadt weiterhin nichts. Erst mit dem nächsten Claim vom 1. Juli verschaffte er sich Gehör, vermutlich fürchtete man im CCP unter Dauerbeschuss eines langatmigen Querulanten zu geraten. Man drehte allerdings den Spieß herum und ließ ihn mehrfach wegen Nachfragen anreisen.

Die erste Tagestour dorthin verlangte im Vorfeld einiges organisatorisches Geschick. Vater stand unter Hausarrest und musste sich die Genehmigung durch eine andere Besatzungsbehörde erteilen lassen, obwohl sich die Amerikaner intern hätten schnell kurzschließen können. Kaum erwähnenswert ist, dass er sich nicht gemütlich in sein in Dresden zerstörtes Auto setzen und das Reiseziel über die unbeschädigte Reichsautobahn mit einer Pause halbwegs zügig hätte erreichen können. Es galt erst einmal bis Würzburg zu kommen, um sich dort einen der wenigen verfügbaren Mietwagen zu sichern. Selbst als die beiden Hürden gemeistert waren, stellte die Versorgung mit Treibstoff immer noch ein Lotteriespiel. Das Autofahren war insgesamt keine leichte Übung zu dieser Zeit, auch wenn sie ihm – wie so vieles in seinem Leben – am Ende glückte. Wenn er später aufbrach, hatte er sich aus Erfahrung meist zuvor mit Kraftstoff bei den im Umland lebenden Landwirten eingedeckt, damit er sich erst gar nicht auf eine quälende Tankstellensuche begeben musste. Seine Mobilität war provisorisch für einen Tag wiederhergestellt, auch wenn sich der Zustand der Straßen und die Reisegeschwindigkeit als ziemlich erbärmlich erwiesen. Sonntagsausflüge, wie wir sie regelmäßig in der Vorkriegszeit unternommen hatten, blieben reine Träumerei. Manchmal, wenn er das Gefährt bis Aschbach gefahren hatte, stattete ich dem drei- oder vierrädrigen Gefährt einen heimlichen Besuch ab. Wenn ich zuvor irgendwo den Schlüssel dazu entdeckt hatte, setzte ich mich dann hinter das Steuer. Solche Geisterfahrten waren ein seltener Moment höchsten Glücks für uns Jungs der unmittelbaren Nachkriegszeit.

Vater stand in reger Dauerkorrespondenz mit dem CCP. Obwohl er bisher kein einziges Gemälde oder eine Graphik zurückerhalten hatte, meldete er fortwährend Ansprüche zu jedem einzelnen Werk an. Dabei musste er zum Teil sehr tief in seine Erinnerung eintauchen, die Umstände des Erwerbs rekapitulieren und nach Belegen fahnden. Bei ererbten Bildern im Familienbesitz war dies äußerst schwierig, in anderen Fällen musste er sich darum bemühen, von der Verkaufsseite eine Bestätigung zu erhalten. Naturgemäß hatten sich oft Adresse und Ansprechpartner geändert, manch einer erinnerte sich schlicht nicht mehr an einen solchen Vorgang. Es gestaltete sich aufreibend für ihn ... zum Vergleich: wer erinnert sich schon daran, wo genau und zu welchem Preis er jedes Stück seines gesamten Hausrats vor einigen Jahren erworben hat? Der Schreibtisch ließ ihn auch deshalb nicht mehr los, weil er eine Aktualisierung seines geschäftlichen Adressbestandes vornehmen wollte. Einmal, um die derzeitige personelle Besetzung namentlich zu kennen. Zum andern, der deutlich wichtigere Aspekt, um dadurch Kenntnis von personellen Vertretungen und Nichtbesetzungen im Kulturbereich zu bekommen. Denn an überregionalen Zeitungen mit samstäglichen

Stellenteil oder Kunst-Fachzeitschriften mangelte es schon wegen des fehlenden Papiers, abgesehen von der Genehmigungspflicht durch die zuständige alliierte Stelle. Insgeheim hegte Vater natürlich die Hoffnung, dass viele der Museumsdirektoren wegen ihrer Nähe zu den alten Machthabern der Position enthoben und sich so für ihn Aussichten auf einen lukrativen Spitzenjob ergeben würden.

Mein Schuljahr neigte sich allmählich dem Ende zu. Nachdem sich der Anfang eher holprig gestaltete, weil wir Schüler gar nicht mehr an das lange Sitzen und die Aufrechterhaltung der nötigen Konzentration gewohnt waren, hatte sich inzwischen wieder die nötige Routine eingestellt. Auch die Lehrerinnen und die Ersatzkräfte fanden zu ihrer Rolle, obwohl die letzte Serie der Schulbücher nicht verwendet werden konnte. Mein Vorteil war es, dass niemand meine früheren Leistungen kannte und ich so einer wohlwollenden Neubeurteilung unterlag, während der Rest der Klasse eher nach der Gesamtheit der zurückliegenden Leistungen eingestuft wurde. Die Vertretungen durch manche Eltern brachten viel Praxis und Lebensweisheit in die Schulstunden, auch wenn ich die fränkische Mundart nicht immer verstand. Die Natur spielte eine viel stärkere Rolle und oft brachte eine Lehrerin oder einer von uns beispielsweise einen unbekanntes Käfer als Anschauungsobjekt mit. Schade fand ich, dass sich Vater nicht für den Kunstunterricht empfahl. Andererseits hätte das in erster Linie meinen Mitschülern viel Wissen und Gespür gebracht, während ich ohnehin beiläufig schon seit frühen Kindheitstagen davon profitierte. Ich fühlte mich bereit für die nächsthöhere Klasse, den Sprung ins Gymnasium, wobei ich diesen natürlich am liebsten mit meinen jetzigen Klassenkameraden und hier in der Nähe gemacht hätte. Auch ich schlug schnell Wurzeln und machte es meinen Eltern keineswegs leicht, mich jetzt in ein entferntes Internat zu verbringen oder „abzuschieben“, wie ich es in der Wut formulierte. Vater erkannte schnell, dass in dieser Frage nur dann Akzeptanz hergestellt werden konnte, wer er Benita und mir ein Hineinschnuppern ohne vorherige Festlegung ermöglichte.

So schloss sich der Kreis wieder, während wir im Stau kurz vor dem Düsseldorfer Stadtrand standen. Während des Besuchs der Odenwaldschule bekam ich natürlich schon aufgrund der Entfernung zum Elternhaus wenig von den weiteren Aktivitäten und Planungen dort mit. Meine beginnende Pubertät konzentrierte alles Denken zusätzlich auf meine Person, meine Möglichkeiten sowie meine Grenzen. Nachträglich gesehen war ich an dieser Stelle zu dieser Zeit haargenau am richtigen Ort. Mir schien es gerade jetzt im Wagen von Nikolaus schon irgendwie verrückt, auf dem Weg zur Beerdigung meiner Mutter gleich zwei wichtige Stationen unseres Familienlebens direkt zu passieren und in der dritten sogar erneut zu nächtigen. Eigentlich wäre ich gern ein bisschen länger an der Bergstraße geblieben, das dortige Pädagogikkonzept kam mir wirklich entgegen. Diese Vorliebe hatte keinesfalls den Grund darin, dass ich die nordrhein-westfälische Hauptstadt nicht schätzte. Die vielen kurzzeitigen Wechsel von Possendorf nach Aschbach, von dort nach Heppenheim und schließlich weiter an den Rhein ließen in meinem Innern den Wunsch nach einer länger feststehenden Heimat für mich unweigerlich aufkommen. Zu viele Variable sind in einer Situation, in der man stark mit sich selbst beschäftigt ist, kein guter Rahmen für die eigene Weiterentwicklung. Es wirkte insofern bei mir bis heute nach, dass ich mich seither in Salzburg-Aigen verbunden fühlte und mir kaum vorstellen konnte, diesen Fleck zu räumen. Jeder Wechsel des Wohnorts war bis Düsseldorf von einem Verlust begleitet, das dauerhafte Bleiben an einem Ort schien mir das höchste Glück zu sein.

„Verflixt, hier möchte ich nicht jeden Tag zur Arbeit fahren“, entfuhr es Nikolaus. Mit seinem Fluch hatte er mich glücklicherweise von dem eigenen nostalgischen Rückblick zurück in den normalen Alltagswahnsinn gebracht, der uns allen heute das Äußerste abverlangen sollte.

„Wenn man in Düsseldorf selbst lebt, bekommt man diesen tagtäglichen Stauhorror nicht mit. Man fährt allenfalls ein bisschen Straßenbahn zur Arbeit. Diese Einpendler werden an den Haupteinfallstrassen kanalisiert und wenn sie abends wieder herauswollen, kannst Du in der Altstadt schon Dein kühles Alt in Empfang nehmen“, grinste ihn Benita seitlich an. „Da habe ich aber andere Erinnerungen, als ich immer zur Uni nach Köln und zurück fuhr“, wandte ich ein. So allmählich arbeiteten wir uns voran und kamen in den Innenstadtbereich, wo ich mich noch entfernt auszukennen glaubte. In diesen acht Jahren Abwesenheit hatte sich städtebaulich einiges getan. Man merkte, dass die Einwohner dieser Region durch die Kohleförderung und Stahlerzeugung zu den Gewinnern des Nachkriegsdeutschlands gehörten. „Wollen wir zu unserem Bäcker am Eck oder hier irgendwo in der Nähe der Kö unser verdientes Frühstück einnehmen?“, kam von vorn die Frage. „Ich glaube, wenn wir in der Nähe unserer alten Adressen auftauchen, wird man uns aus Neugier nicht so schnell wieder nach dem Frühstück gehen lassen. Wir werden heute noch genug an den wissbegierigen Nachfragen der angereisten Verwandtschaft zu knabbern haben. Lass uns lieber irgendwo anonym auf dem Weg zum Nordfriedhof an einem einladenden Café anhalten“, entgegnete ich. „Da spricht doch glatt wieder mein menschenscheuer Bruder in Reinform. Können wir Dir zuliebe so halten. Aber im weiteren Verlauf gibt es kein Pardon. Ich will die Gelegenheit nutzen, ein paar Freunden aus alten Tagen kurz „Hallo“ zu sagen, Cornelius“, bestimmte Schwesterherz.